Lord. H. 36/37 v. 47

Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst.

Herausgegeben von

Ludwig Tieck.

Hamburg, bey Friedrich Perthes. 1799.

Ich übergebe theils mit Zutrauen, theils mit Ängstlichkeit diese Blätter dem Publikum. Ein Theil dieser Aufsätze ist ein Vermächtniß meines verstorbenen Freundes W. H. Wackenroder, wovon er die letztern erst kurz vor seiner Krankheit ausgearbeitet und mir mitgetheilt hat, sie sollten eine Fortsetzung des Buchs: »Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders« seyn, darum trifft der Leser hier den Namen Joseph Berglinger, so wie im Ganzen den Ton jenes Buches

wieder an. Für die Aufsätze über die Musik hatte mein Freund eine besondre Vorliebe, und er wünschte immer recht sehr, mit der ihm eigenthümlichen schönen Lebhaftigkeit, sie gedruckt zu sehn. Ich kann erst jetzt seinen Wunsch erfüllen, und der Leser wird mir für die Mittheilung dieser Aufsätze danken, in denen man eine noch kühnere Vorstellungsart und eine ausgearbeitetere Sprache antreffen wird. Sein Stil ist in diesen Aufsäzzen gedrungener und kräftiger, in seinen Bildern muß man oft das Seltsame, Kühne und Wahre bewundern, und jeder fühlende Leser wird mit mir die schöne Hoffnung beklagen, die die deutsche Literatur durch seinen frühen Tod verloren hat.

Mit vieler Schüchternheit habe ich die Blätter hinzugefügt, die von mei-

ner Hand sind. Alle diese Vorstellungen sind in Gesprächen mit meinem Freunde entstanden, und wir hatten beschlossen, aus den einzelnen Aufsätzen gewissermaßen ein Ganzes zu bilden; — aber da ich nunmehr bei der Ausarbeitung selbst seinen Rath und seinen Beistand vermißt habe, so hat mir auch der Muth gefehlt, der mich in seiner Gesellschaft beseelt haben würde.

Von Wackenroder ist in der ersten Abtheilung die erste und fünfte Nummer geschrieben, unter Berglingers Aufsätzen gehören mir die vier letzten an. Einen unvollendeten Aufsatz meines Freundes über Rubens habe ich zurückgelassen, so wie eine Cantate, mit der er selber unzufrieden war.

— Von jeher war es sein Wunsch, für die Kunst leben zu können, seine

schönste Hoffnung war, einst unter den Künstlern genannt zu werden; wenn ihm auch das letztere versagt wird, so wird ihn doch gewiß Niemand, der ihn kannte, nur einigen Sinn für seine edle und liebenswürdige Originalität hatte, und der seine innige Liebe für alle Kunst achtete, jemals vergessen können.

Erſter Abſchnitt.

I.

Schilderung

wie die alten deutschen Künstler gelebt haben:

wobei zu Exempeln angeführt werden

Albrecht Dürer,

nebst seinem Vater Albrecht Dürer dem Alten.

Es ist eine schöne Sache, einen längst verstorbenen Künstler aus seinen hinterbliebenen Werken sich im Geiste neu zu erschaffen, und aus allen den verschiedenen leuchtenden Strahlen den Brennpunkt zu finden, wohin sie zurückführen, oder vielmehr den himmli-

ſchen Stern, von welchem ſie ausgingen. Dann haben wir die Weltſeele aller ſeiner Schöpfungen vor uns, — ein Gedicht unſerer Einbildungskraft, wovon das wirkliche Leben des Mannes völlig ausgeſchieden iſt.

Noch faſt ſchöner iſt es aber, wenn wir in Gedanken dieſes ſchimmernde Geiſterweſen mit Fleiſch und Bein bekleiden, — wenn wir ihn uns als einen unſers Gleichen, als unſern Freund und Bruder vorſtellen können, und wie auch er ein Glied der großen Menſchenkette war, an äußerer Beſchaffenheit allen ſeinen geringeren Brüdern ähnlich. Dann iſt uns der Gedanke gegenwärtig, wie doch auch dieſe ſchönſte Menſchenſeele zuerſt aus dem Ey der albernen Kindheit hervorgehen mußte, — wie Vater und Mutter ein Kind zur Welt gebracht, ohne ein Wort von ſeinem künftigen hohen Geiſte zu wiſſen. Wir denken

uns den herrlichen Künſtler in allen Scenen des Lebens: wir ſehen ihn als Jüngling, wie er den alten Vater verehrt und liebt, — als Mann, wie er mit Bruder, Schweſter und Verwandten Freundſchaft hält, wie er ein Weib nimmt und ſelbſt Vater wird, — kurz, wie auch er von der Geburt bis zum Tode alle die Schickſale erfährt, welche dem Menſchengeſchlechte eigen ſind.

Beſonders rührend, erquickend und lehrreich wird mir nun dieſe Betrachtung, wenn ein ſolcher Künſtler, obwohl er einen außerordentlichen Geiſt und ſeltene Geſchicklichkeit beſaß, dennoch ſein Leben, als ein ganz ſchlichter und einfältiger Mann, auf diejenige Art durchführte, die in den vorigen Jahrhunderten bey unſern deutſchen Vorfahren allgemein üblich war, und die ich hier, weil ſie meinem Herzen ſo inniglich wohlgefällt, mit Wenigem ſchildern will.

In vorigen Zeiten war es nämlich Sitte, das Leben als ein schönes Handwerk oder Gewerbe zu betrachten, zu welchem sich alle Menschen bekennen. Gott ward für den Werkmeister angesehen, die Taufe für den Lehrbrief, unser Wallen auf Erden für die Wanderschaft. Die Religion aber war den Menschen das schöne Erklärungsbuch, wodurch sie das Leben erst recht verstehen, und einsehen lernten, wozu es da sey, und nach welchen Gesetzen und Regeln sie die Arbeit des Lebens am leichtesten und sichersten vollführen könnten. Ohne Religion schien das Leben ihnen nur ein wildes, wüstes Spiel, — ein Hin- und Herschießen mit Weberspuhlen, woraus kein Gewebe wird. Die Religion war bey allen großen und geringen Vorfällen beständig ihr Stab und ihre Stütze; sie legte ihnen in jede sonst geringgeachtete Begebenheit einen tiefen Sinn;

sie war ihnen eine Wundertinctur, worin sie alle Dinge der Welt auflösen konnten; sie verbreitete ihnen ein mildes, gleichförmiges, harmonisches Licht über alle verworrenen Schicksale ihres Daseyns, — ein Geschenk, welches wohl das kostbarste für sterbliche Wesen genannt werden mag. Ihr sanfter Firniß brach der grellen Farbe wilder Ausgelassenheit die scharfe Spitze ab, — aber er warf auch über die trockne, schwarze Erdfarbe des Unglücks einen glänzenden Schimmer. — — So führten die Menschen die Stunden ihres Lebens langsam und bedächtig, Schritt vor Schritt, und immer im Bewußtseyn der guten Gegenwart, fort. Jeder Augenblick war ihnen werth und wichtig; sie trieben die Arbeit des Lebens treu und ämsig, und hielten sie rein von Fehlern, weil sie es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, ein so löbliches und ehrenvolles

Gewerbe, das ihnen zugetheilt war, durch ruchloſen Leichtſinn zu ſchänden. Sie thaten das Rechte, nicht um eines Lohns willen, ſondern bloß aus dem nie erlöſchenden Gefühle der Dankbarkeit gegen denjenigen, welcher allein die Kunſt verſtanden, die erſten Fäden ihres Daſeyns an das unhaltbare Nichts anzuzetteln. — Am Ende, da der große Werkmeiſter ſie von der Werkſtatt rief, gaben ſie, aufgelöſ't in heilige Gedanken, ſich und ihr ganzes Tagewerk, mit fröhlicher Rührung, Ihm in die Hände. Nun wurden die PERSONALIA des Verblichenen als eine kurze Chronik aufgeſetzt, oder vor den weinenden Verwandten am Sarge ward eine Leichenrede gehalten, welche urſprünglich die Bedeutung eines Zeugniſſes von der treu und redlich vollendeten Lebensarbeit hatte, und der Jugend zum Vorbilde diente. Der unbekannte Gott im Himmel aber wandte

das vollendete Tagewerk alsdann zu seinem großen, geheimnißvollen Zwecke an: denn aus allen den Millionen von der Erde abscheidenden Leben baut Er, jenseit jenes blauen Firmaments, eine neue, glänzendere Welt, näher um seinen Thron herum, wo jedes Gute seinen Platz finden wird. — —

So waren die Menschen in vorigen frommen Zeiten beschaffen. Warum muß ich sagen: sie waren? Warum, — wenn ein sterbliches Wesen also fragen darf, — warum hast Du die Welt entarten lassen, allgütiger Himmel?

Wehe den thörichten neuen Weisen, welche, aus innerer Armuth und Krankheit des Geistes, die Menschenwelt als einen nichtswürdigen Insektenhaufen ansehen, und durch die Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit der Tausend wimmelnden Leben auf dieser Erde zu einem trägen, mürrischen

Trübsinn oder zu frecher Verzweiflung sich verleiten lassen, worin sie das höchste Ziel zu erschwingen glauben, wenn sie ihr Leben als eine leere Hülse muthwillig zu zerdrükken und zerquetschen streben. Wer so das Leben verachtet, der verachtet alle Tugend und Vollkommenheit, wovon der Mensch Begriff hat, und deren Schaubühne und Übungsplatz allein das Leben ist. — Ein großer Unterschied ist es, ob man sein Gewerbe selbst verachtet, oder ob man bescheiden seine Arbeit gering anschlägt, sein Gewerbe aber liebt, ja bloß zu eigner Freude zu treiben scheint. — Freilich sind wir nur Tropfen im Ocean; freilich tanzen wir alle, ein wimmelnder Reigen, nach kurzem Daseyn dem Tode in die Arme: allein unser Geist übersteiget doch die engen Schranken, in ihm wohnen ja die unnennbaren, uns selber unbegreiflichen Kräfte, welche den Him-

mel und die ganze Erde, welche Zeit und Ewigkeit in den engen Raum zwischen Geburt und Grab zu verpflanzen fähig sind. — Unser Leben ist eine leichte Brücke, von einem dunkeln Lande zum andern hinübergeschlagen: so lange wir darauf gehen, sehen wir das ganze himmlische Firmament im Wasser sich spiegeln. —

In jenen Zeiten unsrer deutschen Vorfahren aber, — denn vorzüglich auf den stillen, ernsten Character unsrer vaterländischen Nation ist jene Schilderung gegründet, — als die Menschen bey aller Fröhlichkeit doch fromm, ernsthaft und langsam das Thurmgebäude des Lebens aus aufeinandergesezten Stunden und Tagen aufbauten; welche unter den damaligen Menschen können unsrer zurücksehenden Einbildungskraft wohl ein herrlicheres und wertheres Bild darbieten, als die Künstler, die also lebten? Denn

ihnen mußte ja ihre Kunſt, — denn auch dieſe trieben ſie nicht vornehm als Liebhaberey und um der Langenweile willen, (wie jetzt zu geſchehen pflegt,) ſondern mit ämſigem Fleiße, wie ein Handwerk, — ſie mußte ihnen, ohne daß ſie es ſelber wußten, ein geheimnißvolles Sinnbild ihres Lebens ſeyn. Ja, beydes, ihre Kunſt und ihr Leben, war bey ihnen in ein Werk eines Guſſes zuſammengeſchmolzen, und in dieſer innigen, ſtärkenden Vereinigung ging ihr Daſeyn einen deſto feſteren und ſicherern Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch. In ruhiger, beſcheidener Stille, ohne viel ſcharfſinniger Worte, mahlten oder bildeten ſie ihre Menſchenfiguren, und gaben ihnen treulich dieſelbe Natur, die das geheimnißvoll-wunderbare lebendige Original ihnen zeigte: und eben ſo bildeten ſie ihr Leben ganz folgſam nach den vortreffli-

chen Himmelslehren der Religion. Sie dachten aber keineswegs an spitzfindige Fragen, warum der Menschenkörper gerade so und nicht anders gestaltet sey, oder zu welchem Zwecke sie ihn nachahmten, und eben so wenig konnte es ihnen einfallen, nach dem Grunde zu fragen, warum die Religion da sey, oder nach der Bestimmung, wozu sie selber geschaffen wären. Nirgends fanden sie Zweifel und Räthsel; sie verrichteten ihre Handlungen, wie sie ihnen natürlich und nothwendig schienen, und fügten ihre Lebenszeit ganz unbefangen aus lauter richtigen, regelrechten Handlungen zusammen, eben so wie sie an ihren gemahlten Figuren die gehörigen Knochen und Muskeln, woraus der menschliche Körper nun einmal gebaut ist, an einandersetzten.

Es ist mir eine große Herzensfreude, wenn ich diese treuen Arbeiter, in der Kunst

wie im Leben, welche die deutsche Vorzeit, und vor allem jenes fruchtbare sechszehnte Jahrhundert, hervorgebracht hat, mit gesammelten Gedanken betrachte. Um aber ein paar Exempel anzuführen, so will ich meine vorige allgemeine Abschilderung durch etliche ganz einzelne Züge aus der Geschichte meines lieben Albrecht Dürers, und seines Vaters, welcher der Goldschmidt Albrecht Dürer der Alte ist, erläutern. Denn wenn gleich diese kleinen Züge an sich unbedeutend scheinen möchten, so denke ich doch, daß man, nach dem voraus von mir entworfenen, vielsagenden Gemählde, den richtigen Sinn derselben und ihre wahre Bedeutung besser verstehen wird.

In dem Werke des edlen Joachim von Sandrart, (in welchem derselbe mit lobenswürdigem Eifer gern das ganze Gebiet der Kunst mit beyden Händen umfassen wollen,)

finden

finden wir in dem Leben Albrecht Dürers einen kleinen Aufsatz von diesem Künstler selbst eingerückt, worin er, ihm selber und seinen Nachkommen zum Angedenken, einige Nachrichten von seinem Leben und von seiner Familie, mit wenigen aber treuen und frommen Worten, aufgezeichnet hat. Es war damals nicht ungewöhnlich, seinem vollbrachten Lebenslaufe durch genaue Aufzeichnung wieder nachzudenken und ihn zu prüfen; und niemals sonderte man sich in solcher Beschreibung von allen übrigen Menschen ab, vielmehr betrachtete man sich immer nur als ein Mitglied und Mitbruder des großen Menschengeschlechts, indem man sein ganzes Geschlechtsregister durchführte, und sich bescheiden seinen gehörigen Platz auf irgend einem Nebenzweige des alten ehrwürdigen Stammbaums anwies, nicht aber sich allein zum Hauptstamme der Welt

machte. Die lieblich-verschlungene Kette der Verwandtschaft war ein heiliges Band: mehrere Blutsfreunde machten gleichsam ein einziges, getheiltes Leben aus, und ein jeglicher fühlte sich desto reicher an Lebenskraft, in je mehr andern Herzen das gleiche urväterliche Blut schlug: — die ganze Verwandtschaft endlich war der heilige kleine Vorhof zu dem großen Inbegriff der Menschheit. Die alten Vorfahren, die der Himmel zu Werkzeugen bestimmt hatte, der fruchtbaren Nachkommenschaft das Leben, und mittelbar alle Güter des Lebens, (ich meyne Tugend und göttliche Gesinnung,) zu schenken, wurden, aus einem schönen, natürlichen Instinkte, nicht anders als mit dankbarer Ehrfurcht genannt. Der Sohn horchte in der Jugend seinem alten Vater wißbegierig zu, wenn dieser von seinen oder seines Vaters Schicksalen erzählte; er nahm alles eifrig in

sein Gedächtniß auf, als wären es wichtige Glaubensartikel, denn auch er sollte das Werk des Lebens durchführen, das seine Vorfahren schon so ruhmwürdig vollendet hatten.

Dies sind die Gedanken, welche bey mir aufsteigen, wenn ich des Albrecht Dürers Bericht von seinem Vater und seinen Vorfahren lese, welchen er mit folgenden Eingangsworten anhebt:

»Ich Albrecht Dürer der jüngere hab zusammengetragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er her sey, wie er herkommen und blieben und geendet seliglich: Gott sey ihm und uns gnädig. Amen.«

Alsdann erzählt er: seines Vaters Vater, genannt Antoni Dürer, sey als Knabe in ein Städtlein in Ungarn gekommen zu einem Goldschmidt, und habe allda das Hand-

werk erlernt. Dann habe er sich verheyrathet mit einer Jungfrauen mit Namen Elisabeth, mit dieser habe er vier Kinder geboren, und der erste Sohn, Albrecht Dürer, sey sein lieber Vater gewesen, und sey auch ein Goldschmidt worden. Dieser sein lieber Vater habe sich nachher lange Zeit in Niederlanden bey den großen Künstlern aufgehalten, und im Jahre 1455 sey er nach Nürnberg gekommen, gerade an demselben Tage, als Philipp Pirkhaimer auf der Vesten Hochzeit gehalten, und ein großer Tanz unter der großen Linden angestellt gewesen.

Das ganze Wesen seines Vaters spricht Albrecht Dürer gleich anfangs gar kräftig und bündig in zweyen Worten aus, wenn er sagt: er sey gewesen ein künstlicher und reiner Mann. Und am Ende fügt er folgende Züge hinzu, die uns ihn ganz lebhaft vor Augen schildern. Es habe sich der-

selbe mit Weib und Kindern von seiner Hände Arbeit nothdürftig ernährt, und sein Leben unter mancherley Mühe, Anfechtung und Beschwerden hingebracht. Bey allen, die ihn gekannt, habe er ein gut Lob gehabt, denn er sey ein gottesfürchtiger Mann gewesen, geduldig, sanftmüthig, ehrbar, und immer voll Dankbarkeit gegen Gott. Übrigens sey er von wenig Worten gewesen, habe allzeit in der Stille und Einsamkeit fortgelebt, und sich gar wenig weltlicher Freuden bedient. Sein höchstes Begehren sey dahin gegangen, seine Kinder zur Ehre Gottes aufzuziehen, darum habe er großen Fleiß auf sie gewandt, und täglich von der Liebe Gottes zu ihnen gesprochen. Endlich, in der Krankheit, da er seinen Tod vor Augen gesehen, habe er sich willig drein gegeben, habe seinen Kindern befohlen göttlich zu leben, und sey christlich verschieden, im

15ozten Jahre, vor Mitternacht nach St. Matthäus-Abend.

Ein solches stilles, abhängiges Leben führen, da man in keiner Stunde vergißt, daß man nichts anders ist als ein Arbeiter Gottes, dies heißt den sichersten Weg zur Glückseligkeit gehn. Wer aber keinen Gott verehrt, das heißt mit andern Worten, wer sich selber zum Gott und Regierer des Weltalls machen will, der befindet sich in einer unglückseligen Verrückung, und genießt nur die traurige, falsche Glückseligkeit eines thörichten, wahnsinnigen Bettlers, der sich ein Kayser in der Krone dünkt. —

Noch finden wir an dem oben gedachten Orte ein von dem alten Dürer hinterlassenes Verzeichniß aller seiner Kinder, an der Zahl achtzehn, welche er eigenhändig, nach Vornamen und nach Tag und Stunde der Geburt, in ein eigen Buch sorgfältig

aufgezeichnet hat. Dieser gute Bürger und Goldschmidt zu Nürnberg, Dürer der Alte, mag während seines Lebens gewiß oftmals vielfältige gute Gedanken in seinem Kopfe hervorgebracht haben; allein viel davon aufzuschreiben ist ihm wohl nicht eingefallen, ja es möchte ihm dies vielleicht seltsam vorgekommen seyn: weit natürlicher war es ihm, über alle Kinder, die der Himmel ihm geschenkt hatte, ein genaues Register zu führen. Von allen diesen achtzehn Kindern aber gedenken wir jetzt, nach ein paar Jahrhunderten, keines als nur des geliebten Albrechts, und alle übrigen sind der Vergessenheit übergeben, wovon freilich der Vater bey der Geburt nichts ahnden konnte, ihn vielmehr, ohne Auszeichnung, mit ähnlichen Worten als die andern, also aufführt:

»Item, nach Christi Geburt 1471 Jahr,
in der sechsten Stunde am Sankt Pru-

dentlen Tag, an einem Freytag in der Kreuzwochen gebahr mir meine Hausfrau Barbara meinen andern Sohn, der ward genannt Albrecht nach mir.«

Nachdem unser Albrecht Dürer der jüngere dies Regiſter von allen seinen Geſchwiſtern aus seines Vaters Buch eingerückt, ſo ſetzt er hinzu: »Nun ſind dieſe meine Geſchwiſter, meines lieben Vaters Kinder, faſt alle geſtorben, etliche in der Jugend, die andern ſo ſie erwachſen waren; nur wir drey Brüder leben noch, ſo lange Gott will, nämlich ich Albrecht, desgleichen mein Bruder Hans und mein Bruder Andreas.« — So lange Gott will! Ein ſchöner Wahlſpruch! Ein kindliches Gefühl, daß wir Menſchen uns von Gott, in den theuren Banden ſeiner Liebe hängend, ſo lange unter den Blumengerüchen dieſer grünen Erde hin und her wiegen laſſen, als es ihm gut dünkt daß uns dienlich ſey.

Ihm, unserm werthen Albrecht Dürer, hat er ein 57jähriges Alter dienlich gehalten; dabey hat er ihm aber auch gütig verliehen, in der Kunst ein weit größerer Mann als sein Vater zu werden. Anfangs lernte dieser ihn zum Goldschmidtgewerbe an, und wollte die großväterliche Kunst auf den Enkel verpflanzen. Denn wenn in den vorigen Zeiten Deutschlands die Kunst einmal dem Stamme eines Geschlechts eingeimpft war, so wurden gemeiniglich auch die nachschießenden Zweige veredelt, und das Band der Blutsfreundschaft ward gleichsam vergoldet durch diese erbliche Tugend der Kunst, wovon uns mehrere edle Künstlerfamilien, entsprossen aus den blühenden alten Städten des südlichen Deutschlands, ein Beyspiel abgeben. — Der junge Albrecht übte sich also unter seines Vaters Anweisung in der Goldschmidtarbeit, und kam, (wie Sandrart er-

zählt,) so weit, daß er die sieben Fälle des Leidens Christi in getriebener Arbeit verfertigte. Damals war es jedem, ohne sich zu besinnen, das nächste und natürlichste, sich durch heilige Gegenstände zur Kunst einzuweihen, und für die erlangte erste jugendliche Geschicklichkeit dem Himmel durch eine Vorstellung, die ihm wohlgefällig wäre, sich dankbar zu beweisen. — Dürer aber trug innerlich weit größere Lust zur Mahlerey, und obwohl der Vater ihn gar gern auch zum Sohne seiner Kunst behalten hätte, so gab er doch nach, und, — spricht Albrecht Dürer, — »im Jahre 1486 am St. Andreas Tag versprach mich mein Vater in die Lehrjahr' zu Michael Wohlgemuth, drey Jahr lang ihm zu dienen; in der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von seinen Knechten leiden mußte; und da ich ausgedient hatte, schickt' mich mein Va-

ter hinweg, und blieb ich vier Jahr außen, bis daß mich mein Vater wieder fordert'.« In diesem einfachen Tone zählt er die Umstände seines Lebens her: ohne sich zur Rechten oder Linken umzusehen, geht er seinen geraden Weg fort, und thut, als wenn alles, was ihm begegnet, so und nicht anders seyn müßte.

In seinen Gemählden, Kupferblättern und Holzstichen, welche zum großen Theil geistliche Vorstellungen enthalten, zeigt unser Dürer eine treue, handwerksmäßige Ämsigkeit. Das Gemüth, welches ihm das Streben nach dieser in feinen Linien ausgeführten Vollendung, das man so offen und unverstellt in seinen Werken erblickt, einflößte, und welches ihn trieb, den besten und richtigsten Proportionen des menschlichen Körpers sorgfältig nachzuspüren, und sie in einem Buche aufzubewahren, welches nachher

in allen Sprachen überſetzt, allen zeichnenden Völkern zum Canon diente: dies war eben daſſelbe Gemüth, welches ihn auch im Leben und Handeln überall das Rechte und Gute ſo verfolgen hieß. Obgleich aber die Poſaune der Fama in den beſten Ländern Europa's, (nämlich außer dem deutſchen Reiche in Italien, Frankreich, Spanien, Holland und England,) weit und breit ſeinen Namen ausrief und verherrlichte, ſo daß er ſowohl von den berühmteſten Mahlern damaliger Zeit, als von Kayſern und Königen, der größten Ehren genoß, welches ſeinem Vater, dem ehrlichen Goldſchmidt, keinesweges begegnet war; ſo wich der theure Mann doch in der Art zu leben gar nicht von dieſem ab, ſondern ſetzte den Pilgerſtab ſeiner irrdiſchen Wanderſchaft eben ſo Schritt vor Schritt, ſtill und bedächtig fort, und war ein künſtlicher und reiner Mann.

Aus solchen Beyspielen wird man ersehen, daß wo Kunst und Religion sich vereinigen, aus ihren zusammenfließenden Strömen der schönste Lebensstrom sich ergießt.

So wie aber diese zwey großen göttlichen Wesen, die Religion und die Kunst, die besten Führerinnen des Menschen für sein äußeres, wirkliches Leben sind, so sind auch für das innere, geistige Leben des menschlichen Gemüths ihre Schätze die allerreichhaltigsten und köstlichsten Fundgruben der Gedanken und Gefühle, und es ist mir eine sehr bedeutende und geheimnißvolle Vorstellung, wenn ich sie zweyen magischen Hohlspiegeln vergleiche, die mir alle Dinge der Welt sinnbildlich abspiegeln, durch deren Zauberbilder hindurch ich den wahren Geist aller Dinge erkennen und verstehen lerne. —

II

Eine Erzählung,

aus einem italienischen Buche übersetzt.

—Ich war auf dem gewohnten Gange nach dem Walde begriffen, und ich freute mich schon im voraus, daß nun das Gemählde der heiligen Familie vollendet seyn würde. Es war mir verdrießlich, daß der Mahler so lange zögerte, daß er immer noch nicht meinen dringenden Bitten nachgab, zu endigen. Alle Gestalten, die mir begegneten, einzelne Gespräche, die ich unterwegs hörte, nichts ging mich an, denn nichts davon hatte Bezug auf mein Gemählde; die ganze außenliegende Welt war mir jetzt nur ein Anhang, höchstens eine Erklärung zur Kunst, meiner liebsten Beschäftigung. Einige alte arme Leute gingen vorbey, aber es war kei-

ner darunter, der zu einem Joseph getaugt hätte, kein Mädchen hatte Spuren vom Gesicht der Madonna, zwey Alte sahen mich an, als ob sie sich nicht unterständen, ein Allmosen zu begehren, aber erst lange nachher fiel es mir ein, daß ich sie mit einer Kleinigkeit hätte fröhlich machen können.

Es war ein heiterer Tag, die Sonne schien in die Dunkelheit sparsam hinein, nur an einzelnen Stellen sah ich die lichte Bläue des Himmels. Ich dachte: O, wie beglückt ist dieser Mahler, der hier in der Einsamkeit, zwischen schönen Felsen, zwischen hohen Bäumen seinen Genius erwarten darf, dem keine andre der kleinlichen menschlichen Beschäftigungen nahe tritt, der nur seiner Kunst lebt, nur für sie Aug' und Seele hat. Er ist der glücklichste unter den Menschen, denn die Entzückungen, die uns nur auf Augenblicke besuchen, sind in seinem kleinen Hause

einheimisch, die hohen Götter sitzen neben ihm, geheimnißreiche Ahndung, zärtliche Erinnerung spielen unsichtbar um ihn, Zauberkräfte lenken seine Hand, und unter ihm entsteht die wundervolle Schöpfung, die er schon vorher kennt, befreundet tritt sie aus dem Schatten heraus, der sie unsichtbar zurückhält.

Unter diesen Gedanken hatte ich mich der Wohnung genähert, die abseits im Holze lag. Auf einem freyen weitem Platze stand das Haus, hohe Felsen erhoben sich hinter seinem Rücken, von dem Tannen herunterrauschten und krauses Gebüsch sich im Winde oben rührte.

Ich klopfte an die Hütte. Die beyden Kinder des Mahlers waren zu Hause, er selbst war nach der Stadt gegangen, um einzukaufen. Ich setzte mich nieder, das Gemählde stand auf der Staffeley, aber es

war ganz vollendet. Es übertraf meine Erwartung, meine Augen wurden auf den schönen Gestalten festgehalten: die Kinder spielten um mich her, aber ich gab nicht sonderlich Acht darauf, sie erzählten mir dann von ihrer kürzlich gestorbenen Mutter, sie wiesen auf die Madonna, ihr sey sie ähnlich gewesen, sie glaubten sie noch vor sich zu sehen. Wie herrlich ist diese Wendung des Kopfs! rief ich aus, wie überdacht, wie neu! Wie wohl ist alles angeordnet! Nichts überflüssiges, und doch, welche herrliche Fülle!

Das Gemählde ward mir immer lieber, ich sah es in Gedanken schon in meinem Zimmer hängen, meine entzückten Freunde davor versammelt. Alle übrigen Bilder, die in der Mahlerstube umherstanden, waren in meinen Augen gegen dieses unscheinbar, keine Gestalt war so innig beseelt, so durch und durch mit Leben und Geist ange-

füllt, wie auf der Tafel, die ich schon als die meinige betrachtete. Die Kinder beschauten indessen den fremden Mann, sie verwunderten sich über jede meiner Bewegungen. Ihnen waren die Gemählde, die Farben alltäglich, sie wußten sich daran nichts Sonderliches, aber mein Kleid, mein Hut, diese Gegenstände waren ihnen dafür desto merkwürdiger.

Nun kam der Alte mit einem Korbe voll Eßwaaren aus der Stadt, er war böse, daß er die alte Frau aus dem benachbarten Dorfe noch nicht antraf, die für ihn und seine Kinder kochen mußte. Er theilte den Kindern einige Früchte aus, er schnitt ihnen etwas Brod, und sie sprangen damit vor die Thür hinaus, lärmten und verloren sich bald in das Gebüsch.

Ich freue mich, fing ich an, daß Ihr das Bild fertig gemacht habt. Es ist über

die Maaßen wohl gerathen, ich will es noch heute abholen lassen.

Der alte Mann betrachtete es aufmerksam, er sagte mit einem Seufzer: Ja, es ist nun fertig, ich weiß nicht, wenn ich wieder ein solches werde mahlen können; laßt es aber bis morgen stehn, wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, daß ich es bis dahin noch betrachten kann.

Ich war zu eifrig, ich wollte es durchaus noch abholen lassen, der Mahler mußte sich endlich darin finden. Ich fing nun an, das Geld aufzuzählen, als der Mahler plötzlich sagte: Ich habe es mir seitdem überlegt, ich kann es Euch unmöglich für denselben geringen Preis lassen, für den Ihr das letzte bekommen habt.

Ich verwunderte mich darüber, ich fragte ihn, warum er bei mir gerade anfangen wolle, seine Sachen theurer zu halten, aber

er ließ sich dadurch nicht irre machen. Ich sagte, daß ihm das Gemählde wahrscheinlich stehn bleiben würde, wenn er seinem Eigensinne folgte, da ich es bestellt habe, und es kein andrer nachher kaufen würde, wie es ihm schon mit so manchen gegangen. Er antwortete aber ganz kurz: die Summe sey klein, ich möchte sie verdoppeln, es sey nicht zu viel, übrigens möchte ich ihn nicht weiter quälen.

Es verdroß mich, daß der Mahler gar keine Rücksicht auf meine Einwendungen nahm, ich verließ ihn stillschweigend, und er blieb nachdenkend auf seinem Sessel vor meinem Bilde sitzen. Ich begriff es nicht, wie ein Mensch, der von der Armuth gedrückt sey, so hartnäckig seyn könnte, wie er in seinem Starrsinne so weit gehe, daß er von seiner Arbeit keinen Nutzen schöpfe.

Ich strich im Felde umher, um meinen

Verdruß über diesen Vorfall zu zerstreuen. Als ich so herumging, stieß ich auf eine Heerde Schafe, die friedlich im stillen Thale weidete. Ein alter Schäfer saß auf einem kleinen Hügel, in sich vertieft, und ich bemerkte, daß er sorgsam an einem Stocke schnitzelte. Als ich näher trat und ihn grüßte, sah er auf, wobey er mir sehr freundlich dankte. Ich fragte ihn nach seiner Arbeit, und er antwortete lächelnd: Sehr, mein Herr, jetzt bin ich mit einem kleinen Kunststücke fertig, woran ich beynahe ein halbes Jahr ununterbrochen geschnitzt habe. Es fügt sich wohl, daß reiche und vornehme Herren sich meine unbedeutenden Sachen gefallen lassen und sie mir abkaufen, um mir mein Leben zu erleichtern, und deshalben bin ich auf solche Erfindungen gerathen.

Ich besah den Stock, als Knopf war ein Delphin ausgearbeitet, mit recht guter

Proportion, auf dem ein Mann saß, der auf einer Zitter spielte. Ich merkte, daß es den Arion vorstellen solle. Am künstlichsten war es, daß der Fisch unten, wo er sich an den Stock schloß, ganz fein abgesondert war, es war zu bewundern, wie ein Finger die Geduld und Geschicklichkeit zugleich besessen habe, die Figuren und alle Biegungen so genau auszuhölen, und doch so frey und dreist dabey zu arbeiten, es rührte mich, daß das mühselige Kunststück nur einen Knopf auf einem gewöhnlichen Stocke bedeuten solle.

Der alte Mann fuhr fort zu erzählen, daß er unvermuthet ein Lied von diesem Delphin und Arion angetroffen, das ihm seither immer so im Sinne gelegen, daß er die Geschichte fast wider seinen Willen habe schnitzen müssen. Es ist recht wunderbar und schön, sagte er, wie der Mann auf den un-

ruhigen Wogen sitzt, und ihn der Fisch durch seinen Gesang so liebgewinnt, daß er ihn sogar sicher an's Ufer trägt. Lange habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, auf welche Weise ich wohl das Meer machen könnte, so daß man auch die Noth und das Elend des Mannes gewahr würde, aber dergleichen war pur unmöglich, wenn ich auch die See mit Strichen und Schnitzen hätte anmachen wollen, so wäre es doch nachher nicht so künstlich gewesen, wie jetzt der Stock durch den feinen Schwanz des Fisches mit dem obern Bilde verbunden ist.

Er rief einen jungen Burschen, seinen Enkel, der mit dem Hunde spielte, und befahl ihm das alte Lied abzusingen, worauf jener in einer einfachen Weise diese Worte sang:

»Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuren Heimath zu,

Er wird vom Winde fortgezogen
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht in's Morgenroth,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit,
Hinab in's Meer wird er gestoßen,
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leyer nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meeresfluthen hingebettet
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten
Daß laut die Wölbung wiederklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten
Er sanft die zarten Töne singt:

Klinge Saitenspiel,
In der Fluth
Wächst mein Muth,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

Unverdrossen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt' mich nicht, mein Leben ward genossen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Fluth begräbt.

Es klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrund's Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen,
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresvesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunknen Blicken
Lautsingend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphin's Rücken,
Schlägt lächelnd noch sein Saitenspiel.

Des Fisches Sinn zum Dienst gezwungen,
Er naht sich schon der Felsenbank,
Er landet, hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern
Bezwingt ihn nicht Gefahr, nicht Noth.

Der Knabe sang das Lied mit einem sehr einfachen Ausdrucke, indem er stets die kunstreiche Arbeit seines Großvaters betrachtete. Ich fragte den Hirten, wie viel er für sein Kunststück verlange, und der geringe

Preis, den er forderte, setzte mich in Erstaunen. Ich gab ihm mehr als er wollte, und er war außer sich vor Freuden; aber noch einmal nahm er mir den Stock aus der Hand, und betrachtete ihn genau. Er weinte fast, indem er sagte: Ich habe so lange an dieser Figur geschnitzt, und muß sie nun in fremde Hände geben, es ist vielleicht meine letzte Arbeit, denn ich bin alt, und die Finger fangen mir an zu zittern, ich kann nichts so Künstliches wieder zu Stande bringen. So lange ich mich darauf geübt habe, sind viele Sachen von mir geschnitten, aber noch nichts habe ich bisher mit diesem Eifer getrieben; es ist mein bestes Werk.

Er rührte mich, ich nahm Abschied und begab mich auf den Weg zur Stadt. Je näher ich dem Thore kam, je mehr fiel es mir auf, je wunderlicher kam ich mir vor,

daß ich mit einem so langen Stabe einherschritt. Ich dachte daran, wie es allen Einwohnern der Stadt, allen meinen Bekannten auffallen müsse, wenn ich mit dem langen Holze durch die Gassen zöge, an dem oben ein großes schweres Bild sich zeigte. Dem ist leicht vorzubeugen, dachte ich bey mir selber, und schon hatte ich meine Faust angelegt, den bunten Knopf herunterzubrechen, um ihn in die Tasche zu stecken, und den übrigen Theil des Stocks dann im Felde fortzuwerfen.

Ich hielt wieder ein. Wie viele mühevolle Stunden, sagte ich, hast Du, Alter, darauf verwandt, um den künstlichen Fisch mit dem Stocke zusammenzuhängen, Dir wäre es leichter gewesen, ihn für sich zu schneiden, und wie grausam müßte es Dir dünken, daß ich jetzt aus falscher Schaam die schwerste Aufgabe Deines mühseligen Werks durchaus vernichten will.

Ich warf mir meine Barbarey vor, und war mit diesen Gedanken schon in's Thor gekommen, ohne es zu bemerken. Es ängstete mich gar nicht, daß die Leute mich aufmerksam betrachteten, wohlbehalten und unverletzt setzte ich in meinem Zimmer den Stock unter andern Kunstsachen nieder. Die Arbeit nahm sich zwar nun nicht mehr so gut aus, als im freyen Felde, aber innigst rührte mich immer noch der unermüdliche Fleiß, diese Liebe, die sich dem leblosen Holze, der undankbaren Materie so viele Tage hindurch angeschlossen hatte.

Indem ich das Werk noch betrachtete, fiel mir der Mahler wieder in die Gedanken. Es gereuete mich nun recht herzlich, daß ich so unfreundlich von ihm gegangen war. Ihm war die Bildung seiner Hand und seiner Phantasie auch so befreundet, die er nun für eine Nichtswürdigkeit einem

Fremden auf immer überlaſſen ſollte. Ich ſchämte mich, zu ihm zu gehn und meine Reue zu bekennen, aber da ſtanden die Geſtalten der armen Kinder vor meinen Augen, ich ſah die dürftige Wohnung, den bekümmerten Künſtler, der, von der ganzen Welt verlaſſen, die Bäume und benachbarten Felſen als ſeine Freunde anredete. Armer Correggio! ſeufzte ich laut, auch Dein Lebenswandel ging verloren, wie magſt Du Dich nach einem Freunde geſehnt haben! Wie einſam iſt der Künſtler, den man nur wie eine ſchätzbare Maſchine behandelt, die die Kunſtwerke hervorgiebt, die wir lieben, den Urheber ſelbſt aber vernachläſſigen. Es iſt ein gemeiner, verdammlicher Eigennutz.

Ich ſchalt meine Schaam, die mich an dem Tage faſt zweymal zum Barbaren gemacht hatte; noch vor Sonnenuntergang ging ich nach dem Walde hinaus. Als ich

vor dem Hause stand, hörte ich den Alten drinnen musiciren; es war eine wehmüthige Melodie, die er spielte, er sang dazu:

Von aller Welt verlassen,
Bist Du Madonna nah',
Wenn Mensch und Welt mich hassen
Stehst Du mir freundlich da,
So bin ich nicht verlassen
Wenn ich Dein Auge sah.

Mein Herz klopfte, ich riß die Thür auf, und fand ihn vor seinem Gemählde sitzen. Ich fiel ihm weinend um den Hals, und er wußte erst nicht, was er aus mir machen sollte. Mein steinernes Herz, rief ich aus, hat sich erweicht, verzeiht mir das Unrecht, das ich Euch heute Morgen that.

Ich gab ihm für sein Bild weit mehr, als er gefordert, als er erwartet hatte, er dankte mir mit wenigen Worten. Ihr seyd, fuhr ich fort, mein Wohlthäter, nicht ich der Eurige, ich gebe, was Ihr von jedem

erhalten könnt, Ihr ſchenkt mir die koſtbarſten, innerſten Schätze Eures Herzens.

Der Mahler ſagte: Wenn Ihr das Bild abholen laßt, ſo erlaubt mir nur, daß ich manchmal, wenn es Euch nicht ſtört, oder Ihr nicht zu Hauſe ſeyd, in Eure Wohnung kommen darf, um es zu betrachten. Eine unbezwingbare Wehmuth nagt an meinem Herzen, alle meine Kräfte erliegen, und dies Bild iſt vielleicht das letzte, das meine Hände erſchaffen haben. Dazu ſo trägt die Madonna die Bildung meiner geſtorbenen Gattin, des einzigen Weſens, das mich auf Erden jemals wahrhaftig geliebt hat: ich habe lange daran gearbeitet, meine beſte Kunſt, mein herzlichſter Fleiß iſt in dieſem Gemählde aufbewahrt.

Ich umarmte ihn wieder: wie herzensarm, wie verlaſſen, wie gekränkt und einſam ſchien mir nun derſelbe Mann, den ich

am Morgen noch glaubte beneiden zu können! — Er wurde von diesem Tage mein Freund, wir ergötzten uns oft, indem wir vor seinem Bilde Hand in Hand saßen.

Aber er hatte Recht. Nach einem halben Jahre war er gestorben, er hatte mancherley angefangen, aber nichts vollendet. Seine übrigen Arbeiten wurden in einer Versteigerung ausgeboten, ich habe vieles an mich gehandelt.

Mitleidige Menschen nahmen die Kinder zu sich; auch ich unterstütze sie. Ein Tagelöhner wohnt mit seiner Familie nun in der Hütte, wo sonst die Kunst einheimisch war, wo sonst freundliche Gesichter von der Leinwand blickten. Oft gehe ich vorüber, und höre einzelne Reden der Einwohner, oft seh' ich auch den alten Hirten noch. — Niemals kann ich an diesen Vorfall ohne heftige Rührung denken.

III.

Rafael's Bildniß.

Schon oft habe ich Dich angeredet, in Gedanken und laut, Du theures Angesicht, alle meine Sorgen, meinen Jammer habe ich Dir in schönen abergläubischen Stunden geklagt, und dann schautest Du mich an, als wenn Du mich kenntest, als wenn Du mich besser verständest, als meine Freunde, die mich umgeben.

Innig hat mich schon von meiner Kindheit der Klang Deines Namens ergötzt. Was ist es, das meine Seele zu Dir Unbekannten, der mir so befreundet ist, hinzieht? Immer red' ich zu Dir, wie gegenwärtig, vertraulich bin ich in Deiner Nähe, alles, was ich denke, alles, was mir begegnet, erzähl' ich Dir, wie von einem lieben Her-

zensfreunde nehme ich am Abend Abschied von Dir, und lege mich zur Ruhe.

Kennst Du mich? Weißt Du von mir? Immer schwank' ich, und zittre, Dir zu begegnen, und dann bist Du wieder nahe an meiner Brust.

Nicht als Künstler bist Du mir bloß gegenwärtig, nicht Bewunderung und Liebe allein zieht mich mächtig zu Dir hin, eine wunderseltsame unaussprechliche Seligkeit strömt von Dir aus, und faßt mich wie mit Wellen ein, daß Du es bist, Du allein, Dein Name, Deine Gestalt, die ich mir einbilde, Dein hoher Sinn, der Dich regierte, das alles, was einzig Dich allein vor allen herrlich macht, und was ich immer nicht nennen kann, dies ist, was die glänzenden, unzerreißlichen Ketten um mich windet, was mich wie auf Engelschwingen zwischen Himmel und Erde hält, wo ich Dich immer un-

erreichbar oben ſehe und nicht zurück zur Erde kann, und Du mit mitleidiger Freundſchaft mein Händeſtrecken, mein inbrünſtiges Ringen ſiehſt.

Oft tadle ich mich dann, und wie ein Gewiſſensvorwurf befällt mich die Ängſtlichkeit, daß ich die Kunſt und Dich, dies eitle menſchliche Spielwerk zu himmliſch, zu begeiſtert anſchaue, daß die großen Apoſtel, die heiligen Märtyrer der Kirche wohl nur ihren Herrn, den Welterlöſer mit dieſer Anbetung, die das ganze Herz in zitternder, unendlich ſeliger Freude auflöſ't, gedacht, und ſich nahe gewünſcht haben mögen. Denn es iſt wahr, wenn ich an andre große Namen denke, an alte Helden, an alte Dichter und Propheten, und Du fällſt dann plötzlich wie eine glänzende Erſcheinung in mein Gedächtniß hinein, ſo iſt alles übrige dunkel und ohne Farbe, ich war oft erfreut und

erhabenen Gemüths, aber plötzlich fühl' ich dann, daß ich irrte, und daß Du meine ganze Seele regierst.

Seh' ich dann umher und betrachte die übrigen Menschen und die unlebendige aber freundliche Natur, so muß ich mich über mich selber verwundern. Denn Dein Othem vom Himmel herab, o Allgütiger, der die Natur bis in die innersten Tiefen durchdringt, der das liebliche Leben in Creatur und Baum erregt, der in den Seelen zittert, daß sie verehren und anbeten und sich selber lieben, dieser Dein Geist erschüttert mich vor allen übrigen gewaltsamer, ein ewiges Entzücken der Wonne bewegt und zerstört und erhält Baum und Zweig meines Daseyns, Liebe zu Dir und brüderliche Freundschaft, mein Rafael Sanzius ist das Geräusch aller seiner Blätter.

Ich mag Dich jetzt mit Worten nicht

nennen, Du, den alle Gedanken meynen, zu dem die Geiſter ſtreben, wenn ſie es gleich nicht wiſſen und merken, Du letzter Urquell, großes Meer, Unendlichkeit des Lebens! Aber Du verzeihſt es mir gewiß, wenn ich mit meiner höchſten Liebe ein inwohnendes Bild meiner Seele umfange, wenn ich vor der allerliebſten Geſtalt demüthig knie, wenn ich ihr einen menſchlichen Namen gebe, und gern geſtehe, daß ich das Entſetzen des Gefühls, mit dem ich Dich nur denken kann, fürchte, daß ich das Zermalmen des Entzückens, die Laſt der Wonne, die mich im Tempel wohl zuweilen faßt und niederdrückt, nur in ſeltenen, geheimnißreichen Stunden zu ſuchen wage. Du biſt es ja doch, den wir mit allen Entzückungen meynen, und daß ich es kindlich und doch kühnlich ſage, ſo haſt Du Deinen Sohn in die Welt geſchickt, um unſre Liebe, unſre

Huldigung verkleidet zu empfangen, und es freut Dich auch, Dich in tausend andern Vorstellungen verehrt zu sehn, und darum erregst Du in den Seelen guter Menschen die Bilder wohl selbst, in denen sie Dich anbeten.

Darum will ich auch an Dir, mein Rafael, immer fester hangen. Ich sehe Dein ganzes Leben und Wirken vor mir, meine Stunden sind mir fast nur geschenkt, mich der Deinigen zu erinnern. Ich verwundere mich immer von neuem, wie Du wohl magst in das gewöhnliche Leben hineingeschaut haben, wie Dir alle Ärmlichkeiten, alle wilden Verwirrungen, alles kleinliche Interesse vorgekommen ist. Wie Du mitleidig gelächelt hast, und Dir an Deinen Brüdern doch nichts fremd und nichts verächtlich war.

Wenn ich in trüben Stunden verzagen will, und die Welt mir unglückselig dünkt,

wenn nichts mich dann aufrichtet, und ich mich aller Freunde erinnere, die ich verlor, wenn meine Seele sich in Bangigkeit zusammenkrümmt, und ich ohne Hoffnung die Arme nach einem Troste ausstrecke: dann rufe ich Deinen Namen Rafael aus, wie den eines Schutzgeistes, nach Dir schreye ich dann um Hülfe, und milder Sonnenschein verbreitet sich über die dunkle Erde, die Blumen, die süßen Frühlingsverkünder keimen hervor, Du schickst ein Heer von Engelsgestalten in mein empörtes Gemüth, und alle Wellen legen sich wieder zur Ruhe nieder.

Mit dem Frieden, der mich beseligt, umfange ich dann zuerst Dich selbst. Mit allen Kräften strebe ich zu Dir hinan, ich möchte Dich mit meinen innigsten Gedanken in meine Sphäre ziehn, ich weine, daß Du in der Ferne bleibst. Zuweilen glaub' ich und hoffe, Du müßtest gewiß sichtbar aus

der leeren Luft heraustreten, daß ich Dich faſſen, feſthalten und Dir alles ſagen könnte. Vielleicht daß Du mich in dieſen Minuten der Begeiſterung umſchwebſt, und Deine Geiſterhand mein armes dürſtendes Herz berührt. Ich glaube, daß es ſo iſt und ſo ſeyn muß, daß unſre Liebe die verwandten Geiſter aus ihrer ſeligen Ruhe hinunterzieht. So bewahrt mich Deine Gegenwart vor dem irrdiſchen Thun und Treiben.

Wie der Abendwind durch die Harfenſaiten geht, ſo daß ſie leiſe und doch vernehmlich klingen, rührend und wehmüthig ohne Melodie, ſo fliegt Dein Geiſt im kühlen Gehölz, am murmelnden Bache oft meiner Seele vorüber, und ich faſſe dann nicht, und weiß nicht, welche plötzliche Erquickung wie ein goldener Funke durch meinen Buſen geht. Neue Lebensluſt ſtrömt, ein reiner friſcher Quell durch mein Gemüth, er rieſelt

fort, und nimmt auf ſeinen Wogen alle Geſtalten der Sorge mit ſich, all trübe Vergangenheit und eine kryſtallene Zukunft wird der Lethe, der mir den Becher der Vergeſſenheit ermunternd giebt.

Wunderbar haſt Du mich durch Deine Kunſt an Dich geriſſen, und ſeitdem lieb' ich jedes neue Wort, das ich von Dir erfahren kann. Wie groß erſcheinen mir die Menſchen, die, von der Noth ihrer Mitbrüder gerührt, ihre Haabe, ihr Beſitzthum nicht achten, ſondern alles gern dahingeben, um die Thränen der Dürftigkeit zu trocknen, um den Hunger, den Durſt der Unglückſeligen zu ſtillen! O, wie betrübt iſt es, in das Elend, in die irrdiſche Noth hineinzuſchauen, wie Vielen jedes andre Glück mangelt, und der Biſſen Brod ihr einziges, ihr höchſtes Glück iſt! So wie ſich dort die Hungrigen verſammeln, ſo ſtehn, Du größ-

ter Rafael, die edleren Seelen um Dich, und flehen Dich um milde Gabe an, ihre herzliche Sehnsucht, ihre schönsten Wünsche sollst Du erfüllen und befriedigen, sie ahnden, sie möchten es erhaschen, das überirrdische Gefühl, die schönsten Augenblicke, die schon dem Himmelsleben angehören. Und Du, Unbegreiflicher, stehst nun mit reichem Segen da, und giebst und gießest die goldene Schaale aus. Du magst nichts sparen, nichts zurückbehalten, immer größere Wunder thun sich auf, immer lieblicher, immer gedrängter fahren die Engel herunter, und das Schlagen ihrer Flügel weht in feinen, melodischen Kreisen. Unschuldig stehst Du in Deiner Herrlichkeit, unbefangen, als empfingst, nicht als schenktest Du. In allen Richtungen sendest Du Deine Strahlen aus, die Mahlerkunst hast Du gewürdigt, Dich in ihr zu offenbaren, Dein unsterbliches

Wesen und sie zugleich zu verklären. Alles, wonach Du strebst, ist neu und schön und groß, aber Du scheinst es nicht zu wissen, Du überlässest Dich dem Gefühl, Du wirkst ohne Stolz das Göttlichste aus, und verwunderst Dich nicht über Deine Schöpfung. Wo Deine gesegnete Hand verweilt, entsteht eine neue Welt, eine unbekannte, geheimnißreiche Schönheit. In Dir selber glücklich, öffnest Du voll Liebe die Arme, und empfängst jeden, der Dich sucht, mit Himmelsspeise, mit Trost und Beruhigung und Wonne.

Wie bin ich zu schwach, Dich zu lobpreisen! Wie unglückselig dünken mir diejenigen zu seyn, die Deine geweihten Hallen nur wie gemahlte Wände besuchen, die Dich mit den übrigen nennen, Dich mit billiger Zunge loben und Dich noch lieber meistern möchten!

Darum bleibe auch jegliche Vergleichung von Dir Rafael fern. Nur sey es mir vergönnt, Deinen großen Bruder Buonarotti zu nennen. Er will nicht trösten und beruhigen, er strebt mit fortgesetzten Schritten nach einem und demselben Ziele, das er erreicht, ihm ist die Kunst sein Höchstes, sein Letztes, und er hat gewiß über Dein wunderbares, unergründliches, von oben bewegtes Gemüth gelächelt.

Nur noch einen Mann unterstehe ich mich in Deiner Gegenwart auszusprechen, den lieben teutschen Albrecht Dürer. Sein schönes Gemüth trieb ihn oft an, seinen Menschen, die er auf seine Weise liebte, das zu schenken, was Du ihnen glorreich verleihst: aber man sieht es seinen Gaben an, daß er selber zu den Bittenden gehörte, die Erdensorgen wohnen verborgen in seinen Bildern, seine trüben Tage, seine Kunstsachen sind

wie ein Fest, daß ein Unglückseliger anstellt.

Durch alle Zeiten, Rafael, werde gepriesen, und erwecke einst einen würdigen Schüler, der das lauter und deutlicher verkündigen möge, was ich hier mit unbeholfener Zunge habe sagen wollen. —

IV.

Das jüngste Gericht,

von

Michael Angelo.

Schon oft hatte ich mir vorgesetzt, etwas über das erhabene Werk dieses großen Mannes zu sagen, aber immer hat mich der Muth dazu wieder verlassen. Jetzt will ich es wagen, und nicht ohne sonderlichen Antrieb fange ich meine Worte an.

Wenn Du, geliebter Leser, Stunden kennst, in denen die Natur wie mit einer freundlichen Glorie umzogen ist, in denen die Bäume wie größere Blumen vor Dir stehn, und eine weihende Liebe ihre Mutterarme eng um die Erde schließt, wenn Du Dich dann erhaben und beseligt fühlst, und

alles in einen ſüßen Klang zerrinnt, ein Wiederhall vom Himmel herunter: dann geh' in die Hallen, die Rafael's Geiſt ausgeſchmückt hat, dann biſt Du begeiſtert, die Worte zu vernehmen, die er Dir ſagt.

Oft aber verſtummt die Poeſie, vom Berge herab ſieht das Auge den regen, ewigen Gang der Gewäſſer, ernſt ſteht der Wald und rauſcht, hinter ihm entwickelt ſich das Gefilde, dahinter das unabſehbare Meer, zur Seite gethürmte Felſen, der Himmel voll arbeitender Wolken, ein Heereszug, der auf eilender Wanderung begriffen iſt: die Adler fliegen aus den Neſtern, der Sturm läßt ſich hören, wie ein ferner Donner vom Meer herüber; dann ſcheint die Welt mit allen Kräften zu ringen, kein Theil im Stilleſtande und unbeſeelt. Aufgerichtet in Majeſtät ſteht die Natur vor uns, unſer Auge haftet auf keinen Blumen, auf keinem ſchö-

nen

nen einzelnen Baume, sondern wir sehn die Kräfte der Welt sich mächtig offenbaren, alles wird zu einem großen Bilde, zu einer geheimnißvollen Allegorie, und mit dieser Empfindung tritt dann, geliebter Leser, vor Michael Angelo's großes Gericht.

Was hat man nicht getadelt, und was gelobt! Aber bey Dir, großer Buonarotti, muß man durchaus alles Vergleichen unterlassen, man muß in Deiner Gegenwart die Liebe zu Rafael durchaus vergessen, denn die Erinnerung jener zartmenschlichen und himmlischen Bilder darf in Dein großes Gemählde nicht hineinleuchten.

Michael Angelo und Dante sind die Verkündiger, die Verherrlicher der katholischen Religion, wenn Du in ihnen Geschichte und Begebenheit suchst, so trittst Du mit unbilliger Erwartung an ihre Werke. Dante singt in prophetischen, wunderbar verschlun-

genen Terzinen seine Dichtung, nirgend ein Stillestand, nirgend wo die Pracht der gewaltigen Verse aufhörte, immer tiefer wirst Du in die geheimnißreiche Allegorie hineingeführt, hier findest Du keine Nebensachen, keinen Ruheplatz, auf dem der Dichter stille steht, alle Kräfte spannen sich zum großen magischen Eindruck, aller Reiz ist vernachlässigt, die Erhabenheit nimmt Dich in Empfang, die Wunder des Christenthums, die mystischen Geheimnisse verschlingen Dich in ihren unbegreiflichen Zirkeln, und nehmen Dich mit sich fort.

Eben solche Beschaffenheit hat es mit dem Gedicht des Buonarotti. Tritt mit dem heiligen Schauer in die Sestina hinein, und die erhabenen propherischen Terzinen werden Dich anreden, Dein Geist wird himmelwärts fortgeführt, kein Stillestand, keine Nebensache, kein Ruhepunkt, auf den das Auge

haften könnte. Die ganze Welt, Vergangenheit und Zukunft sind hier in eine übermenschlich kühne Dichtung zusammengedrängt. Die Erschaffung der Welt mit ihren großen Figuren, Gott Vater, Adam und Eva, Engel, der Verlust des Paradieses, die Prophetenzeit, die furchtbaren Gestalten, der entsetzliche Hesekiel, der unbegreiflich hohe Jesaias, die Sybillen, und nun das zukünftige hohe Gericht, die furchtbare Vertilgung der Erde, die Wiedergebährung der Todten, das Ende der Zeiten.

In den ewigen Bildern spiegelt sich Angelo's Größe, seine wilde Grazie, seine furchtbare Schönheit. Alle Gestalten sind größer als die irrdischen, alle bezeichnet der kühne Stempel, der sie von allen übrigen Bildern auf immer absondert, aber nirgend liegt so der tiefe allegorische Sinn verborgen, das Geheimniß der Religion, das im

jüngſten Gerichte webt. Die Zukunft thut ſich auf, alle Bilder, alle Kraft und Anſtrengung iſt gleichſam zu matt, zu gewöhnlich, Buonarotti ergreift hier das Mächtigſte, das Ungeheuerſte, ſein Gemählde iſt der Schluß aller Dichtung, aller religiöſen Bilder, das Ende der Zeiten.

Darum iſt es klein, mit dem großen Meiſter über den gewählten Gegenſtand zu rechten, ungeziemend, bey dieſem Bilde über Handlung zu ſprechen, und wenigſtens unbillig, wenn nicht ungerecht, die Symmetrie der Gruppen zu tadeln.

Wenn Dein Auge alles mit einem Blicke hier überſchauen könnte, ſo wäre es nicht dieſer große allmächtige Gegenſtand, es könnte dann keine Offenbarung der Zukunft ſeyn, die Symmetrie der Gruppen aber macht die Überſicht nach einiger Zeit möglich, in ihnen liegt zugleich das Geheimniß

der Allegorie, darum kann und soll das Bild auch keine Handlung darstellen, die in einem einzigen Augenblicke vorgeht.

In allen Kunstwerken Michael Angelo's ist das Streben zur Allegorie, dieses kalte große Ideal, von allem Reiz des Zufälligen und den Nebensachen entblößt, anzutreffen, in diesem großen Werke aber, eine seiner letzten Arbeiten, strebt alles hauptsächlich darnach hin, alles erhält nur durch die Allegorie Bedeutung und Würde. Von allem Irrdischen entkleidet, sowohl Figuren als Gegenstand der Bildung, verlieren sich die gewöhnlichen Bedeutungen vom Schicklichen und Unschicklichen gänzlich.

Oben in Wolken sieht man Engel, die mit aller Anstrengung das Kreuz, die Marterſäule aufrichten wollen. Man tadle hier nicht, und spreche von Unwahrscheinlichkeit, daß das Kreuz, das ein Einziger trug, jetzt

der Macht vieler Engel zu schwer ist; denn eben hier hat Angelo einen großen Sinn hineinlegen wollen. Die Sünden des Menschengeschlechts, die Martern des Erlösers geben ihm diese Schwere, es wird immer wieder niedergezogen, bis die Glorie des Allmächtigen vollendet ist, bis alle Seligen heraufgeschwebt, alle Sünder hinuntergestürzt sind, kann die Säule, das heilige Kreuz nicht aufgerichtet werden.

Christus spricht das Urtheil, seine sanfte Mutter erschrickt, sie verbirgt sich und schmiegt sich an ihn, der Erlöser ist in heftiger Bewegung, so eben steht er auf, und das entsetzliche Urtheil ertönt aus seinem Munde. Die Heiligen neben ihm, männliche und weibliche, sind in ihrer Seligkeit ruhig, sie sind sich ihres Glücks bewußt, aber doch ergreift sie der gewaltige Augenblick; Adam ist unter der Versammlung, einige Apostel

erkennt man, die Märtyrer. Unter ihnen sieht man die Engel des Gerichts, die mit aller Macht in die Posaunen stoßen, um die Todten zum ewigen Leben aufzurufen: Schauder und Entsetzen ergreift den Beschauer, die mildeste Erhabenheit ist in ihnen dargestellt, sie dürfen, sie können nicht zierlich seyn, Schönheit und Grazie würden dies Gemählde vernichten. Zur Seiten schweben selige Seelen auf, einigen entfällt das Leichentuch, die Sünden halten sie schwer zurück, aber sie streben und ringen mit vollem Andrange nach der Höhe. Die Allegorie regiert alle Figuren des Gemählde, und alle Gestalten der Seligen sind noch von der schweren, irrdischen Sünde belastet. Darum muß eine Gestalt von Heiligen mit Rosenkränzen in die Höhe gezogen werden: das Gebet wirkt, die Sünden sind ihr vergeben. Wer keinen Sinn dafür hat, wie wunder-

sam die Allegorie oft das Gemeine in das Erhabene verwandeln kann, wird diesen Umstand seines Tadels vorzüglich würdig finden. Gegenüber die Verdammten, von bösen Engeln in den Abgrund hinuntergerissen. Entsetzen und kalte Verzweiflung, das Wildeste und Gräulichste ist hier mit einer Kraft der Phantasie dargestellt, daß man den großen Sterblichen nicht genug bewundern kann, der diesen Stoff mit der Ruhe beherrschte, und alles zu seinem erhabenen Zwecke hinausführte.

Unten erstehn die Todten. In wunderlichen Stellungen kriechen sie aus der Erde, und sehn das Gericht; viele erschrecken, andre sind noch Gerippe, einige gestaltet, aber noch betäubt. Der alte Fährmann Charon ist unter ihnen, und treibt manche in seinen Kahn, der gräuliche Minos vollzieht das Urtheil. Man werfe nicht ein, daß hier

Mythologie der Griechen mit christlicher Lehre vermischt sey, denn diese Bilder sind ächt katholisch, und dürfen die Wirkung des Ganzen nicht stören; Michael Angelo ist es nicht allein, der die ehemaligen Götter der griechischen Nation einführt, manche Gedichte und Traditionen thun es auch, sie treten aber hier als Teufel auf, und der Sinn ist, daß die Gestalten, die die abgöttischen Heiden verehrten, böse, verdammte Geister waren, die sich verstellten, und so lange auf ihren Thronen herrschten, bis Christus ihr Reich zertrümmerte. Nun kommen sie im jüngsten Gerichte wieder, noch kenntlich, aber doch in einer andern furchtbaren, ihrer wahren Gestalt.

So ist mir dieses große Gemählde immer erschienen. Man sage nicht, daß der Mahler die Stellungen gewählt, um seine Kenntniß des menschlichen Körpers, seine

Gelehrſamkeit in den Muskeln zu zeigen, ſondern alles muß drängen und ſtreben, die höchſte Kraft auszudrücken, Entſetzen, Furcht, Verzweiflung, Angſt und Hoffnung beſeelen jedwede Geſtalt, jegliches Glied, ſelbſt die Ruhe und das hohe Bewußtſeyn der Heiligen und Patriarchen iſt Anſtrengung und Kampf.

Es iſt ſüß, die Herrlichkeit der Religion labend aus den Händen des menſchenfreundlichen Sanzius zu empfangen, ſeine Paſſion zu ſehn, in der die Größe ſich ſo lieblich ſpiegelt: — aber hier, vor Angelo's gewaltigem Mauergemählde bebt Liebe und Hoffnung zurück, das Ende der Zeiten iſt da, alle heiligen Geſchichten, die frühen Zeiten derſelben ſind nur Einleitung und Vorbereitung zu dieſem Augenblick, nach ſeiner Verfließung kann die Phantaſie nichts erſinnen und erfinden, die ſterbende Zeit regt ſich mit

allen Muskeln im fürchterlichen Kampfe, die Religion spricht das ernste, unwiderrufliche Urtheil. —

Ich habe mit diesen Worten den gewaltigen Buonarotti nur gegen einige Unbilligkeiten rechtfertigen wollen, indem man diese hohen Gestalten zu oft wie irgend eine andre Historie beurtheilt; wenn ich irrte, so irrte ich doch aus besserm Willen, als diejenigen kältern Menschen thun, die zu gern das Erhabene schmälern, um einem andern Liebling desto ruhiger Recht widerfahren zu lassen; oder wir irrten vielmehr aus gleichen Gründen, aus verzeihlicher Vorliebe, und Gott und die Kunst mag uns verzeihen.

V.

Die Peterskirche.

Erhabenes Wunder der Welt! Mein Geist erhebt sich in heiliger Trunkenheit, wenn ich Deine unermeßliche Pracht anstaune! Du erweckest mit Deiner stummen Unendlichkeit Gedanken auf Gedanken, und lässest das bewundernde Gemüth nimmer in Ruhe kommen.

Ein ganzes Jahrhundert hat gesammelt an Deiner steinernen Größe, und auf zahllosen Menschenleben bist Du emporgestiegen zu dieser Höhe! —

In nackten Steinbrüchen ist euer Vaterland, ihr mächtigen Mauern und Säulen! Manche grobe Hand hat dort für kümmerlichen Lohn der trotzigen rohen Natur ihre Marmorfelsen abgezwungen, unbekümmert,

was jemals aus dem unförmlichen Klumpen würde; nur sein Eisen, sein Werkzeug war täglich des Arbeiters einziger Gedanke, bis er es einst zum letztenmale in die Hand nahm und starb.

Wie mancher, den nichts anders auf der Welt kümmerte, als diese Steine, einen fest auf den andern zu schichten für einen geringen Lohn, ist darüber von der Erde gegangen! Wie mancher, dessen Geschäft es war, diese Säulen und Gebälke mit allen kleinen Zierden in freyen, reinen Linien auszuhauen, und der innerlich recht stolz seyn mochte auf einen schönen Säulenknauf, der sich jetzt in dem unendlichen Ganzen verliert, hat sein Auge geschlossen, und kein Auge der Welt vielleicht hat den Säulenknauf wieder achtsam betrachtet, nach dem letztenmale da er ihn mit Freuden ansah.

Eine ganze Reihe von Meistern der

Baukunſt ſind an der Schöpfung dieſes Koloſſes vorübergegangen: ſie waren es, die durch Zeichnungen und Modelle von kleinem Umfange alle die hundert groben Hände regierten, und alle die unförmlichen Kinder der Felſen zu ſchönen Geſtalten zuſammenzauberten, und der eine größeſte der Meiſter war es, der durch ein dürres Zahlengewebe und krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Geſetz vorſchrieb, die Laſt der Mauern kühn zu beſteigen, und ſich hoch in Lüften hängend zu erhalten.

Und auch eine ganze Reihe der Statthalter des heiligen Stuhls, welche durch armſelige kleine Metallſtücke, die ſie von ihren todten, ſtillen Schatzkammern in die Welt ſtreuten, wie durch electriſche Funken aus der ſchlafenden Kraft der groben Hände, der ſchlafenden Kunſt der Steinarbeiter den ſchönträumenden Geiſtern der Architecten,

eine vereinigte, sichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen, — welche, durch die millionenmal wiederholte elende Einförmigkeit dieser bedeutungslosen Metallstücke, ein so geistreiches Wunderwerk von so unerschöpflicher Schönheit und Erhabenheit für die Welt und die menschliche Würde eintauschten: — auch diese sind längst von ihrem glänzenden Stuhle aufgestanden, und haben ihren heiligen Fuß demüthig in eben das dunkle Land gesetzt, wohin die Millionen, die sie als Gottes Statthalter anbeteten, eingegangen sind.

Wie mannichfache menschliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor! Wie viele Leben sind an deiner Schöpfung zerschellt! Und du stehst, ein unsterblicher Bau, stützest dich auf deinen starken Mauern, und siehst unerschrocken hinaus in lange Jahrhunderte. —

Die tausend einzelnen Steine der Felsen, die unförmlichen Massen, die verstümmelten Gliedern glichen, haben sich zu schlanken Säulen vereinigt, deren erhabene Gestalt das Auge mit liebevollen Blicken umschlingt, oder zur Kuppel, an deren sanften, mächtigen Wölbung der Blick jauchzend hinaufschwebt. Verschwunden sind die unzähligen verstümmelten Glieder: es steht ein Ganzes von Mauern und Säulen da, als wäre es beym Bau der Welt von Riesen aus reichem Thone gebildet, oder aus zerschmelzten Felsen in ungeheuren Formen gegossen. — Und die erstaunenswürdige Wirklichkeit dieses unglaublichen Traums, welche die Einbildungskraft erschreckt, worauf beruht sie, als auf ein paar flüchtigen Worten und Federstrichen jener dreyfach bekrönten Häupter?

Doch du prangst in deinem Daseyn, und hast nichts mehr an dir von deinem Ursprunge.

Ursprunge. Menschen erschufen dich, und du bist höherer Natur als das Geschlecht deiner Schöpfer, lässest die sterblichen Schaaren langer Jahrhunderte niederknien unter deinem Dohme, und umhüllst sie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern spricht.

Wohl dem vergänglichen Menschen, daß er Unvergänglichkeit zu schaffen vermag! Wohl dem Schwachen und Unheiligen, daß er erhabene Heiligkeit gebähren kann, wovor er selber niederkniet! Unter dem Himmel der frommen Kunst treibt die sterbliche Zeugungskraft eine goldene Frucht, edler als Stamm und Wurzel, hervor; die Wurzel mag vergehen, die goldene Frucht verschließt göttliche Kräfte. — Die Menschen sind nur die Pforten, durch welche seit der Erschaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangen, und in der Religion

und dauernden Kunst uns sichtbar erscheinen.

Ein herrlich-kühner Gedanke ist es, die Formen der Schönheit, die uns in kleinen vergänglichen Werken gefallen, in gewaltigen Räumen, majestätisch, mit Felsen für die Ewigkeit aufzuführen. Eine sehr edle Kunst, die, alle menschliche Gestalt und Sprache verachtend, denen die sämmtlichen übrigen Künste dienstbar sind, allein darauf stolz ist, ein mächtiggroßes, sinnliches Bild der schönen Regelmäßigkeit, der Festigkeit und Zweckmäßigkeit, dieser Angeltugenden, und allgemeinen Ur- und Musterbilder in der menschlichen Seele, vor unser Auge zu stellen. Ihre Werke sind (gleich der harmonischen Wissenschaft der Weisheit in der Seele des Weisen,) ein fest in sich verbundener schöner Zusammenhang von tragenden und getragenen Massen, von kühn hinan-

ſtrebenden Säulen und Wänden, und von ſchützenden, ruhig ſchwebenden und herabſehenden Decken und Gewölben. Frey unter Gottes Himmel ſtehn ihre Werke, und wurzeln unmittelbar in dem Erdenrund, dem Schauplatze aller Dinge; ſie laſſen ſich nicht, wie die Werke der andern Künſte, mit Händen regieren, das Geſchlecht, das ſie hervorbrachte, geht in ſie hinein, fühlt ſich von ihnen umſchloſſen, und ſie ſind die edlen Gefäſſe, die alle andre Kunſt und Wiſſenſchaft, ja die edelſte Thätigkeit der Welt, in ihren Räumen bewahren.

Was können ſie größeres bewahren und umſchließen, als das Streben des Menſchen nach der Gottheit? O, da müſſen ſich ihre Mauern erweitern, und ihre Kuppeln erheben, ſo weit ſie vermögen, um einen mächtigen Raum zu umſpannen, um viele, viele Kinder der Erde in Einen mütterlichen Schooß

zu ſammeln, auf daß die einſam umherirrende Andacht von Tauſenden, unter dieſer Wölbung verſammelt und von der ewigen Umarmung dieſer heiligen Mauern umfangen, zu Einer vereinigten Flamme zuſammenbrenne, und die Gottheit ein würdiges Opfer empfange. Zahlloſe Mengen der Vergangenheit haben dieſe heiligen Mauern zur Andacht geweiht, und zahlloſe der Zukunft erwarten ſie ſehnlich in ihre Arme zu ſchließen.

Ich höre ſie wohl, die vernünftigen Weiſen, die ſpotten und ſprechen: »Was ſoll der Welt die todte, unfruchtbare Pracht? Im engen, ungeſchmückten Raume betet der Menſch ſo fromm, — und viele Dürftige, nebſt Witwen und Wayſen, hätten wir geſpeiſet und gekleidet von dieſen ſteinernen Schätzen.« — Ich weiß es wohl, daß man der Kunſt und auch der Religion es bitter verarget, wenn ſie in reicher, königlicher

Pracht sich vor der Welt erheben. Es mögen dies sehr festgegründete Gedanken der menschlichen Vernunft seyn, aber doch sind es nicht die Gedanken der schaffenden Vorsicht.

Nach einem durch menschliche Vernunft berechneten Gleichmaaße und einer strengen, geistigen Ordnung der Dinge, wollen die Weisen unsre Erde neu erschaffen. Aber was ist die Erde, als ein uns hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — ein uns sichtbarer flüchtiger Bliz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Weltalls? — und was sind wir? — — Jenes gewaltsame Auf- und Niederwallender irrdischen Dinge, — daß sich das Hohe zum Hohen gesellt, und die Flächen und Tiefen verwahrlost vergehen, — erscheint mir nicht anders als der eigenthümliche, geheimnißvolle Pulsschlag, das furchtbare, unverständliche Athemholen des Erdgeschöpfs-

Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen, körperlichen Daseyn bringen will, so bleibt ihr Streben immer irrdisch, und sie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irrdische Schätze. — So hat auch selbst die leblose Natur, recht im irrdischen Sinne, die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirrdischen Überflusse der kostbaren Metalle verschwenderisch belohnt, indeß endlose Wüsteneyen unter ihrer kargen Hand verschmachten.

Drum schweige, menschlicher Witz, und laßt euch bezaubern, ihr frommen Sinnen, von der erhaben-übermüthigen Pracht. — —

Aber ach! selbst dieses Wunder der Welt, wie verschwindet es in der kleinen Unendlichkeit der Dinge dieser Erde! — Es schrumpft zusammen, wenn das Auge sich eine kurze Spanne entfernt, und ist nicht

da für alle übrige Welt. Ganze Welttheile haben nie davon gehört, und selbst Tausende, die es sehen, haben an wichtigere Dinge zu denken, und gehen gleichgültig vorüber.

VI.

Wateau's Gemählde.

Oft hör' ich die Bewunderer der großen Meister von diesem Künstler mit einer gewissen Verachtung sprechen, und jedesmal thut es mir weh, weil ich mich an seinen Gemählden oft so innig ergötzt habe. Ich gestehe, daß keine Heiligkeit, keine Größe um diese Gebilde eines fröhlichen Gemüths strahlt, daß keine Begeisterung, kein Streben nach dem Himmel aus dieser gemahlten, leichten Tanzmusik spricht. Aber niemals habe ich so hart seyn können, mich vor dem Lieblichsten aus unserm gewöhnlichen Leben zu verschließen, das Reizendste der Existenz von tausend und tausend Menschen nicht zu fühlen.

Denn so wie Rafael in der heiligen Geschichte waltet, wie er uns Engel und den Erlöser offenbart, und seine himmlischen Entzückungen durch das sanfte Werk seiner Hände verkündet, wie ein Himmelsothem und Gesang der Cherubim durch seine Dichtungen weht und klingt, so nahm dieser Künstler, dem Ohr und Geist für Himmelstöne verschlossen war, die gewöhnlichste Menschheit gern und liebevoll in sich auf. Man verzeihe mir, daß ich diese beyden Namen neben einander nenne. Soll es unerlaubt seyn, die gewöhnlichen Ergötzungen, die heitern Stunden des frischen, sinnlichen Genusses, die zierlichen, leichten Gestalten aufzufassen und verschönert darzustellen? — Mich dünkt, der Geist des Menschen ist wunderbar reich, er umfaßt die Gegenstände, die an beyden Enden ruhn, mit seinen Armen ohne Anstrengung, das Getrennteste

liegt immer nicht so fern, als wir im ersten Augenblicke wähnen.

So, geliebter Leser, dringen Klänge irrdisch zu Dir empor, wenn Tanzmusik Deinen Fuß beflügelt, und Du unwillkührlich und lächelnd den Tönen innerlich nachgehst, so führen sie Dich in ein Land voll flüchtiger Gestalten, das Dir ganz nahe liegt, dann kommen froh durchlebte Augenblicke in Dein Gemüth zurück, dann tritt vor Wateau's Gemählde.

Hier siehst Du das trauliche Geschwätz der Liebe, die angenehmen Abentheuer, das Begegnen der glänzenden Augen. Bunte, flatternde Gewänder, tolle und possierliche Masken sind in allgemeiner Fröhlichkeit gesellt, das Seltsamste der Gestalten kühn unter die gewöhnlichen Figuren gemischt. Tänze drehen sich herum, eine angenehme Verwirrung nimmt den Blick gefangen. Dort hor-

chen Liebende auf die Töne der Zitter, die ein frischer Jüngling aus dem Instrumente lächelnd schlägt, abseits sitzen Schönen gleichgültig, vorüber wandeln im gleichgültigen Gespräch durch die Gartenschatten zwey schöne Männer: sie sehn nur eben nach den Mädchen hin. So wie im Leben sich Verbindungen leise knüpfen, sich unmerklich Vorfälle entwickeln, so auch hier; man glaubt in andern Blättern diejenigen verschlungen, in Armen verstrickt, wiederzufinden, die hier so gleichgültig neben einander vorübergehn.

In andern Geschichten sieht man des Mädchens und des Jünglings Sehnsucht, im dunkeln schönen Gebüsch lauscht die muthwillige Horcherin. Wagen mit geputzten Gestalten kommen, andre gehn zurück. Wirst Du auch hier nicht die große magnetische Anziehung des Idealischen gewahr, so mußt Du doch diese Bilder eben so wie das wirk-

liche Leben achten, und Dich ihrer eben so erfreun.

Sonderbar ist es mir immer vorgekommen, daß der Künstler, der diese Gebilde um sich herspringen und tanzen ließ, selber verdrossen und menschenfeindlich war. Er zog sich ganz in seine eigne Farbenwelt zurück, seine Phantasie ward heiter und fröhlich, so wie er den Pinsel ergriff. Ich habe ihm innerlich schon oft für seine Romanzen, für seine Tanzlieder Dank gesagt, für seine allerliebsten Weingesänge; ich habe oft nach Betrachtung seiner Gemählde die Regung des Lebens um mich lieblicher gefühlt. Aber aus größern Ursachen ist es auch wohl gut, wenn wir das Hohe der Kunst innigst fühlen, und mit dem Geiste des Erhabenen geläutert werden, zuweilen wieder durch lustige Geister in die nähere Umgebung rückgerufen zu seyn.

VII.

Über die Kinderfiguren auf den Raffaelschen Bildern.

Wie wundervoll und schön ist es, sich oft mit allen Gedanken in der nächsten Gegenwart zu verlieren, und das Treiben des geheimnißvollen Lebens so recht eigentlich zu merken und zu spüren! Wir werden uns dann selbst zurückgegeben, und treffen süße Gefühle und Ahndungen wieder an, die uns vielleicht schon seit der Kindheit verließen.

So geht es uns zu mancher Zeit, wenn wir die unmündige Menschheit betrachten, wenn wir unsern Blick einmal recht eigentlich auf diese verschlossenen Knospen heften, in deren unbefangenem Lächeln, in ihren süßen heitern Augen, die jammervolle Zukunft schläft; die sich so innig genießen, und

nichts weiter zu wissen streben. Wenn wir der Kinder holdseliges Angesicht betrachten, so vergessen wir gern und leicht die Verwikkelungen der Welt, das Auge vertieft sich in den wunderbaren reinen Zügen, und wie Propheten einer schönen Zukunft, wie zarte Pflanzen, die unerklärlich aus der längstentflohenen goldenen Zeit zurückgekommen sind, stehn die Kinder um uns. Wir wissen uns nicht darin zu finden, daß diese Gestalten mit uns um den Bronn des Lebens sizzen, und noch nichts thun, als sich selber darin beschauen. Wir sehn mit ihnen hinab, und können uns nicht genug darüber verwundern, daß das das Leben sey. So kömmt denn in unsre Seele die Erinnerung der himmelsüßen Unschuld, immer tiefer, ernster und heiterer schauen wir in das spiegelnde Gewässer hinab, und glauben am Ende nichts wahrzunehmen als uns, und

über unſerm Haupte die lichten Wolken, wie im Begriff, als Glorie herunterzuſteigen und uns mit Strahlen zu umflechten.

Wie durch den dichten Wald oft wunderliche Töne laufen, die wir niemals finden, ſo giebt es ſeine Seelen von Gedanken, wie ich ſie nennen möchte, die niemals in uns wohnhaft werden, die uns nur wie aus der Ferne grüßen und locken, wir wenden Sinn und Geiſt darnach, und haſchen und erringen ſie nie, oft gewahren wir ſie nur wie ein fortſchwebendes Gebilde, wie unſtäte Erinnerung. Je älter ſich der Menſch in ſeine irrdiſche Hülle hineinlebt, um ſo mehr gewöhnt er ſich an alle Erſcheinungen in und außer ihm, er zieht ſich immer mehr in das Dunkelſte des Erdenlebens zurück, und meint dann, er bewohne die Klarheit; es flimmert und blitzt nur ſelten mehr in ſeine Seele von oben hinein, und wenn er

auch die wunderseltsamen, heilverkündenden Lichter gewahrt, so hält er sie nur allzugern für Täuschung.

Dieser Aetherschimmer, diese Erinnerungen der Engelswelt leben und regen sich noch hell und frisch im Kindergeiste. der dunkle Schatten der Erdgegenstände ist noch nicht verfinsternd in den Glanz hineingerückt, die irrdischen Geschäfte, die hiesigen Leidenschaften und Entwürfe, diese träge Liebe und dieser wilde Haß, alles liegt noch weit zurück, wie eine unkenntliche Verzerrung: und darum stehn die Kindlein wie große Propheten unter uns, die uns in verklärter Sprache predigen, die wir nicht verstehn. Zu oft suchen wir mühsam im Kindesantlitz den künftigen Mann, aber schöner und erfreulicher ist es, im Manne die Spuren seiner Kindheit aufzusuchen, und die Glücklichsten sind die zu nennen, in denen der Stempel

sich

sich am wenigsten verwischt hat. Denn sind die Menschen nicht verdorbene, ungerathene Kinder? sie sind nicht vorwärts- sondern zurückgegangen; das Kind ist die schöne Menschheit selbst.

Diese Kinder, wie ich sie hier beschrieben habe, hast Du, o Rafael! uns dargestellt. Du hast es nicht der Mühe werth gehalten, das eigentliche unverständige Kindische nachzuahmen, wie die Geschicklichkeit andrer Mahler gethan hat, und man hat Dich nur zu oft darum getadelt. Ich spreche hier nicht vom Erlöser, von den Engeln, die unsre Anbetung auf seinen Bildern fordern, auch in fröhlichen Aufzügen, auf Instrumenten spielend, im Scherzen hingegeben, finden wir auf seinen Bildern Kinder, die mit ihrer Weisheit, mit ihrem hohen, geheimnißvollen Ernst die umstehenden Greise beschämen, zu denen wir gleichsam hinauf-

blicken, um Rath zu fragen, wie das irrdische Leben zu führen sey. — Sie sind so wahrhaft ernst und erhaben, weil sie den Ernst, die Erhabenheit noch nicht kennen, die wir Erwachsenen nur immer so zu nennen pflegen; weil sie dem Quell des Glanzes noch so nahe stehn, der immer dunkler sich entfernt, je mehr das Leben in die Jahre rückt.

Alle Welt braucht den Ausdruck kindisch, und tadelt stets damit. — O Rafael, welchen erhabenen Wink hast Du uns gegeben! wie groß sprichst Du dies Wort aus und unterweisest uns! Aber sie haben Dich so wenig wie den Erlöser gehört, der auch wie Du zu uns sagte: »Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes;« und wieder: »Wahrlich, ich sage Euch, wenn

Ihr nicht werdet, wie dieser einer, so werdet Ihr nicht das Reich Gottes schauen!«

Mit diesen großen Worten will ich am liebsten meine Betrachtung schließen.

VIII.

Ein paar Worte über Billigkeit, Mäßigkeit und Toleranz.

Viele werden es mir übel deuten und mitleidig lächeln, daß ich immer wieder auf Rafael zurückkomme, und mich in meinen Worten über ihn nicht mehr zu mäßigen trachte. Sie werden mich tadeln, daß ich stets von ihm so ohne alle Einschränkung spreche, nicht eine billige Begeisterung abmesse, und auch den übrigen ihr Recht widerfahren lasse. Ohne daß ich seinen Namen suche, fällt er mir bey, wenn von der Kunst der Mahlerey die Rede ist; er dient mir zum festen Maaßstabe alles Großen und Schönen, zum erläuternden Bilde.

Wer vom Erhabenen gerührt wird, wem sich die Wunder des Schönen aufschließen,

deſſen ganze Seele wird durch den Enthuſiasmus feſt hinein verwachſen, und ihm wird es unmöglich ſeyn, ſich mit kalten, abgemeſſenen Lobſprüchen zu begnügen. Können wir denn die Göttlichkeit der Kunſt, das Höchſte, was die menſchliche Seele hervorbringen kann, nach der Elle des Kaufmanns meſſen, oder nach Goldgewichten abwägen? Die wahre Schöne, die Größe der Kunſt iſt unergründlich, ſie zieht unſer Herz, wo wir ſie wahrnehmen, magnetiſch an ſich, wir fühlen bis in die innerſten Tiefen unſre ewige Verwandtſchaft, es zuckt wie mit Blizzesſchlägen durch unſern Geiſt, wir erkennen das Göttliche, und ringen im ſchönſten Kampfe darnach, wir ſtreben ein Zeichen von uns zu geben, eine Vergeltung, ein Band, das unzerreißbar die verwandte Erhabenheit an uns ketten ſoll, und ſo ergießt ſich unſre Sprache in begeiſterter Rede, weil wir der-

malen noch durch Organe uns kund geben müssen, und die Kraft der Seele nicht unmittelbar zu den goldenen Aetherbildern emporsteigen kann.

Der Enthusiasmus (von dem falschen, erheuchelten darf ich hier nicht sprechen) ist kein Lobpreisen des fremden Geistes, sondern ein schönes Bekenntniß unsrer eignen Größe, von der ächten Kunst sollte nie ohne Enthusiasmus gesprochen werden. Auf ähnliche Weise, wenn wir die Naturkräfte um uns her wirken fühlen, wenn die wohlthätige, majestätische Sonne aufgeht, und rings die Geister schaffend durch die tausendfältigen Naturen dringen, und wir vom Berge her, vom Thal herauf das verwandte Leben, die freundlichen Kräfte vernehmen und fühlen, uns im Einklange mit der sichtbaren und unsichtbaren Welt, so sprechen wir gern diese Wonne aus, wir möchten ein Andenken an

das hohe Bewußtseyn unſrer ſelbſt ſtiften, und ſo entſteht das Gebet, der Gedanke an Gott. Wem das glühende Gefühl einmal ſo weit den Buſen dehnt, wer wird da noch ſeine Worte meiſtern und zählen, wer denkt daran, in ſeinem Hymnus auf den Höchſten ſich zu mäßigen, und Creaturen außer jenem ihr Recht widerfahren zu laſſen?

Ich komme von meiner Vergleichung, die mir nicht ſo kühn dünkt, als ſie den meiſten erſcheinen wird, zurück. Gar viele Leute meynen immer, ihr eignes Verdienſt, oder ein andres, das ſie meiſt ſelbſt nicht deutlich denken, werde geſchmälert, wenn man irgend eins als das Höchſte, Vortreffichſte, Vollendetſte lobpreiſ't. Als wenn nicht jedes Große und Schöne in einer eignen Welt, in eignen Elementen lebte, ſich durch ſich ſelbſt ernährt und erhält. Keine feindſelige Gewalt kann hier hereinbrechen

und zerstören, ewig begründet wie die Welt, auf sich selber ruhend, undurchdringlich, bewegt sich jede Schönheit in ihren eignen Kreisen, und jeder, der es versuchte, nicht wagte zu verfolgen, erscheint so albern und mitleidswürdig, nicht hassenswerth, als der es unternimmt, mit schwacher Zunge Gott zu lästern. Es ist kein Wagestück, es ist ein Verkennen seiner selbst.

Aber sie fühlen es, die meisten, wie ihr zu irrdischer Busen nicht dafür gebaut ist, die glorreiche Flamme des Enthusiasmus zu beherbergen. Sie erschrecken vor dem Gefühl, wenn sie es nur aus der Ferne auf sich zukommen sehn, denn die Thorheiten, die Albernheiten, ihre gemeine Freude ist im Begriff zu entschwinden, alles, was ihnen werth ist, wovor sie eine heilige, ehrende Furcht hegen, will sie verlassen, das Glück der Häuslichkeit, ihr kleiner Stolz auf ihre

Vortrefflichkeit. Ein Wasser, das sie nur als Quell dulden, breitet sich in ein großes, glänzendes Meer aus, und will sie und all' ihr Wissen verschlingen. Da retten sie sich gern und ihre Armuth, und gestehn lieber ihre Dürftigkeit, daß sie zu schwach sind, den Gott zu beherbergen, daß es ihnen leid thue, daß er sich nicht mit der kläglichen Ehre und Genugthuung begnügen wolle, die sie ihren andern Götzen mit Selbstzufriedenheit gern bringen. Darum verlästern sie die Begeisterung, weil sie ihnen Verfolgung dünkt, sie holen die Bilder ihrer Lieblinge, ihrer Künstler, die vor dem Angesichte der hohen Kunst vernichtet werden, und stellen sie als Mauern und Schanzen um sich her. Die Feinde wollen unsern Gottesdienst zerstören! unser Heiligstes uns entreißen! so entsteht ein Geschrey, und alle versammelt der blinde Lärm, denn niemand achtet ihrer,

die Kunſt fährt mit ihren Lieblingen auf einem Triumphwagen vorüber, und lächelt über die Waffenrüſtungen, über die vermeintliche Noth, über den eingebildeten Religionskrieg der Ohnmächtigen.

Andre ſind, die ſich überaus weiſe dünken, weil ſie an ſich ſelbſt blutarme Erfahrungen gemacht haben. Sie führen ein Leben, wie einen Traum, es fängt an, es endet ohne Urſache und hat keinen Mittelpunkt. Sie werden hin- und hergetrieben, bald von Laune, bald von kleinlicher Leidenſchaft regiert. Sie hören von der Größe, von den Heroen, von der Poeſie, und meynen, alles ſey dieſelbe Thorheit, die ſie treiben, nur daß ſie dergleichen Schwachheit noch an ſich ſelber nicht erlebt haben. Es fügt ſich wohl, daß eine Liebhaberey an Gemählden, an Dichtern, den erſten beſten, die ſich finden, ſie berührt: ſie kommen in leidenſchaft-

liche Hitze, sie zanken, streiten, und meynen sie bewundern, sie tauschen diese Thorheit ohne Bedauern gegen eine andre, die ihnen die Welle auf dem Lebensstrome entgegenbringt. Unter ewigen unstäten Abwechselungen führen sie ihr Daseyn, jeder erscheint ihnen ein Thor, der sich ein edles, festes Ziel setzen will, dem er troz Wind und Wogen muthig entgegenrudert. Sie lächeln der Begeisterung, und sind versichert und schwören, daß diese Aufwallung noch heute und spätestens morgen vorübergehn werde, daß man heute dieses hizig lobe, und morgen das, was man in dieser Stunde verachte. Diese rechnen uns immer ihr Ungefühl für Billigkeit und Mäßigkeit an: sie meynen die Welt und alles darin von gar vielen Seiten zu betrachten, wenn sie sich mit blinden Augen dem spielenden Zufalle überlassen, und bald hier, bald dort in einer leeren Gegenwart mit allen ihren Wünschen ankern.

Was soll ich aber von jenen sagen, die mir immer am verdrüßlichsten gefallen sind und die meiste Langeweile erregt haben? — Die als Knaben mit unnützer Hitze und wilder Eitelkeit über Kunst und Wissen fielen, und alles wie Blumen pflückten und rissen, um sich damit zu putzen; die als Jünglinge noch Knaben blieben, und sich bald muthlos dem Eigennutze, der Sorge für ihre dürftige Wohlfahrt überließen, die sie ihr Schicksal, ihr Verhängniß nannten? — Immer tiefer in das Leben hineingelebt, fällt es wie Mauern hinter jedem ihrer Schritte, den sie zurückgelegt haben; sie sehn auch nur vorwärts, ihrem Gewinne, ihren Titeln, ihrer Ehrerbietung entgegen, die ihnen andre bezeigen, immer enger wird ihr Weg zu beiden Seiten, immer mehr schrumpft ihr Herz zusammen, und das, woran sie leiden, ist ihr Stolz, ihre Krankheit ist ihr Glück, die

sie Erfahrung und Weisheit nennen. Sie billigen mit einschränkendem Bedauern die Begeisterung, weil sie sie für das Jünglingsfeuer halten, an dem sie sich als Kinder auch verbrannten, um sich nachher desto mehr davor zu hüten: sie behandeln den Enthusiasten gern wie einen jüngern unmündigen Bruder, und sagen ihm, wie mit den Jahren alles, alles schwindet, und wie er dann das eigentliche Leben, die eigentliche Wahrheit kennen lernt. So unterweis't der Schmetterling den Adler, und will, daß er sich doch auch einmal, wie er gethan, einspinnen soll, und dem Fluge und der tändelnden Jugend ein Ende machen.

So wahr ist es, daß viele in der Unerfahrenheit der Jugend noch am besten sind, daß die Klugheit der Jahre sie erst mit dem dichtesten Nebel überhängt, und daß sie dann den Glanz der Sonne läugnen.

Wie aber lobst Du, Unmündiger, Deine schwachen Götter, wenn Du alle preisest? Nenne das Wort Toleranz nicht, denn Du verstehst es nicht: Du verfolgst, entwürdigst das Höchste, um nur das Unbedeutende, Flache und Schlechte dulden zu können, Du verdammst den Heiland und bittest für den Schächer.

Tolerant und duldend ist der, der die Kunst mit wahrem Enthusiasmus liebt, er will, daß alles nach seinem Maaße in seinem Kreise ein eignes Leben führe, sogar das Alberne und Abgeschmackte, nur will er nicht, daß man das Gemeine an seine Götter reihe; ertragen will er alles, lieben und anbeten aber nur das Höchste.

IX.

Die Farben.

So oft ich in die wunderbare Welt hineinblicke, und mir vorstelle, ich schaute sie zum erstenmale an, so verwundre ich mich jedesmal über die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen, über die verschiedenartigen Gebehrden, die jedes andre Wesen unter den übrigen macht. Wie alles lebendige und lebloſe, Creatur, Fels, Baum, Gesträuch, sich mannigfaltig bewegt und rührt, wie es in andrer Organisation da steht und das wirkende Leben in ihm Zweige und Blätter hervortreibt, oder in Gliedern, in Flossen, in Flügeln auseinanderstrebt. Die Pflanzenwelt und das Steinreich hängt mit Seel' und Leib unmittelbar mit der alles erzeugenden Erde zusammen. Die Menschen und

das Thiergeschlecht machen einen für sich bestehenden Staat, sie erzeugen sich in ununterbrochener Folge durch sich selbst, sie rufen nur die übrige Natur in ihrer Existenz zur Hülfe.

Aber noch seltsamer fällt es mir auf, wenn ich die unterschiedlichen Farben betrachte, wodurch alle Gegenstände noch mehr getrennt, und denn gleichsam wieder verwandt und befreundet werden. Ein unbegreiflich geistiges Wesen zieht sich als freundliche Zugabe über alle sichtbaren Gegenstände, es ist nicht die Sache selbst und doch unzertrennlich. Wie wunderschön und bunt steht nun der grüne Wald mit seinen Bäumen, mit seinen heimlichen Blumen, mit seinen lebendigen Creaturen und gefärbten Vögeln da! Der Sonnenschein irrt und funkelt hinein, leuchtet und betrachtet sich gefällig auf jedem Blatte, auf jedem Grashalm.

Dabey

Dabey kein stummes, einsames Schweigen: der ermunternde Wind zieht durch die Baumwipfel und rührt alle Blätter als eben so viele Zungen an, der Baum schüttelt sich vor Freude, und wie in einer Harfe regen sich und rauschen unsichtbare Finger. Die jubelnden Vögelein werden zu Gesängen angefrischt, tausend Klänge und Stimmen irren und verwirren sich durch einander und eifern mit Gesangesheftigkeit; das Wild verschweigt nicht seine Lust, aus den Wolken hernieder die Lerchen, dazu die Bächlein, die wie stille Seufzer des Entzückens auf der niedern Erde fortrollen, — welcher Geist, welche Freundschaft rührt die unsichtbaren, verborgenen Springfedern an, daß alles sich mit unermeßlicher Mannigfaltigkeit zu Gesang und Klang ergießt?

Wie soll ich aber den Glanz des Abend-, des Morgenrothes beschreiben! Wie den

räthſelhaften Mondſchimmer und die wieder-
ſpiegelnden Gluthen in Bach und Strom!
Um Schmetterlinge, um Blumen ſpinnt ſich
der rothe, blanke Glanz, und bleibt feſt,
die Traube, die Kirſche werden vom wei-
chen Abendroth befühlt und beſpiegelt, und
in dem grünen Laube hängen grell die ro-
then Früchte. Beym Steigen, beym Sinken
der Sonne, beym Schimmer des Mondes iſt
die Natur in einer raſchen, unwillkührlichen
Entzückung, in der ſie noch freygebiger iſt,
noch weniger ſpart, und wie ein Pfau in
ſtolzer Pracht allen Schmuck mit inniger
Freude rauſchend aus einanderſchlägt. Un-
ter den Tönen der Natur kann ich nichts
als das Schmettern und Flöten der Nachti-
gall damit vergleichen, die einem Echo ge-
genüber ſingt.

So ſpreitet die ganze Natur dem Son-
nenglanze Netze entgegen, um die funkeln-

den Schimmer festzuhalten und aufzufangen. So erscheint mir die Tulpe als vergängliche Mosaik von flimmernden Abendstrahlen, die Früchte saugen den Schein in sich, und bewahren ihn fröhlich auf, so lange die Zeit es ihnen gönnt: wie die Bienen den Honig suchen, so wiegen sich Schmetterlinge in den lauen Lüften, und stehlen von der Sonne manchen Kuß, bis sie mit Himmelblau, mit Purpurroth und goldenen Streifen erglänzen. So spielt die Natur mit sich selbst in ewig reger, bewegter Klarheit. Wenn Wolken über die Sonne ziehn, dann entfliehn alle flammenden Lichter, der Glanz in Bäumen und Blumen erlischt, die Farben stehn matter: Schatten und Schwärze vertilgen und dämpfen das Jauchzen, die triumphirende Freude der brennenden Welt.

Aber dennoch regiert gleichsam in den untersten, geheimsten Tiefen der Erde eine

andre, unsichtbare Sonne. Wie ein furchtbarer Pluto waltet und belebt sie in ihrem grausen Orkus. Da erglänzen die Krystalle, sie läßt seltne Strahlen an die Gold- und Silbererze anflimmern, mit sparsamen Schimmer schmückt sie ihr unergründliches, unzugängliches Reich aus. Die abgelegenen Brunnen rieseln unterirrdisch eine Todtenmelodie. Der Mensch holt aus den Schlüften die Edelsteine heraus, und macht ihnen aus ihrem Sarge Platz, daß die oberirrdische Sonne sie bescheinen kann, dann funkeln und glänzen sie mit tausend Strahlen, und nehmen oft sein thörichtes Herz gefangen. Die Gold- und Silbererze werden ausgeschmolzen und polirt, und nachgeahmte Sonnen rund daraus geprägt; oft fühlt er sich nach diesen mit allen Sinnen hingezogen, vergißt das Morgen- und Abendroth, die Natur, den grünenden Wald, der Vögelein

Gesang und sie mit ihrem verführenden Klang, ihrer Syrenenstimme sind ihm Gesang und Sonnenpracht, er stellt sie mit ihrem Funkelschein zu seinen Götzen auf, und leblose Metallstücke behandeln ihn wie ihren gedungenen Sklaven.

Die Musik hat das Schönste der Naturtöne gesammelt und veredelt, sie hat sich Instrumente gebaut, aus Metall und Holz, und der Mensch kann nun willkührlich eine Schaar von singenden Geistern erregen, so oft er will; die Kunst beherrscht das große, wunderbare Gebiet. Die wollüstige Phantasie hofft, einst einen noch höhern überirrdischen Gesang der Sphären anzutreffen, gegen den alle hiesige Kunst roh und unbeholfen ist.

Die Mahlerey hat aus Pflanzen, aus Thieren und Steinen die Farben an sich selbst erbeutet, und ahmt nun und verschö-

nert Gestalt und Färbung der wirklichen Natur. Die Künstler haben große und wunderbare Werke erschaffen; allein der Mahler kann auch wie der Musiker hoffen, vielleicht einst die großen, erhabenen Urbilder zu seinen Bildungen anzutreffen, die sich körperlos in den schönsten Formen bewegen.

Farbe ist freundliche Zugabe zu den Formen in der Natur, die Töne sind wieder Begleitung der spielenden Farbe. Die Mannigfaltigkeit in Blumen und Gesträuchen ist eine willkührliche Musik im schönen Wechsel, in lieber Wiederholung: die Gesänge der Vögel, der Klang der Gewässer, das Geschrey der Thiere ist gleichsam wieder ein Baum- und Blumengarten: die lieblichste Freundschaft und Liebe schlingt sich in glänzenden Fesseln um alle Gestalten, Farben und Töne unzertrennlich. Eins zieht das

andre magnetisch und unwiderstehlich an sich.

Die menschliche Kunst trennt Sculptur, Mahlerey und Musik, jede besteht für sich, und wandelt ihren Weg. Aber immer ist es mir vorgekommen, als wenn die Musik für sich in einer abgeschlossenen Welt leben könnte, nicht aber so die Mahlerey: zu jeder schönen Darstellung mit Farben giebt es gewiß ein verbrüdertes Tonstück, das mit dem Gemählde gemeinschaftlich nur Eine Seele hat. Wenn dann die Melodie erklingt, so zucken gewiß noch neue Lebensstrahlen in dem Bilde auf, eine gewaltigere Kunst spricht uns aus der Leinwand an, und Ton und Linie und Farbe dringen in einander, und vermischen sich mit inbrünstiger Freundschaft in Eins. Dann hätten wir wohl die Kunst als Gegenstück zur Natur, als höchst verschönerte Natur, von un-

ſerer reinſten und höchſten Empfindung eingefaßt, vor uns. Darum geſchieht es wohl, daß in Kirchen zuweilen ſelbſt unbedeutende Bilder ſo wunderſam in uns hineinſprechen, und wie mit einer lebendigen Seele zu uns hinathmen, verwandte Töne verſcheuchen den todten Stillſtand, und erregen in allen Linien und Farbenpunkten ein Gewimmel von Leben. Die Sculptur will nur die Formen ausdrücken, ſie verſchmäht Farbe und Sprache, ſie iſt zu idealiſch, um etwas mehr zu wollen, als ſie ſelber iſt. Die Muſik iſt der letzte Geiſterhauch, das feinſte Element, aus dem die verborgenſten Seelenträume, wie aus einem unſichtbaren Bache ihre Nahrung ziehn; ſie ſpielt um den Menſchen, will nichts und alles, ſie iſt ein Organ, feiner als die Sprache, vielleicht zarter als ſeine Gedanken, der Geiſt kann ſie nicht mehr als Mittel, als Organ brauchen, ſondern ſie iſt Sache

selbst, darum lebt sie und schwingt sich in ihren eignen Zauberkreisen. Die Mahlerey aber steht zu unschuldig und fast verlassen in der Mitte. Sie geht darauf aus, uns als Form zu täuschen, sie will das Geräusch, das Gespräch der belebten Welt nachahmen, sie strebt, lebendig sich zu rühren, alle Kraft ist angeregt, aber doch ist sie unmächtig und ruft die Musik um Hülfe, um ihr ein großes Leben, Bewegung und Kraft zu leihen. Darum ist es so schwer, ja fast unmöglich, ein Gemählde zu beschreiben, die Worte bleiben todt, und erklären selbst in der Gegenwart nichts: sobald die Beschreibung ächt poetisch ist, so erklärt sie oft, und ruft ein neues Entzücken, ein fröhliches Verständniß aus dem Bilde hervor, weil sie wie Musik wirkt, und durch Bilder und glänzende Gestalten und Worte die verwandte Musik der Töne ersetzt.

Wer läugnet es, daß sie auch an sich große Zwecke erfüllt? Sogar eine einzelne Blume in der Natur, ein einzelnes abgerissenes Blumenblatt kann uns entzücken. Es ist nicht sonderbar, daß wir an der bloßen Farbe ein Wohlgefallen äußern. In den abgesonderten Farben sprechen die verschiedenen Naturgeister, wie die Himmelsgeister in den verschiedenen Tönen der Instrumente. Wir können nicht aussprechen, wie uns jede Farbe bewegt und rührt, denn die Farben selber sprechen in zarterer Mundart zu uns: Es ist der Weltgeist, der sich daran freut, sich auf tausend Wegen zu verstehn zu geben und doch zugleich zu verbergen; die abgesonderten Farben sind seine einzelnen Laute, wir horchen aufmerksam darauf hin, wir merken wohl, daß wir etwas vernehmen, doch können wir keinem andern, uns selber nicht Kunde davon brin-

gen; aber eine geheime magiſche Freude durchſtrömt uns, wir glauben uns ſelbſt zu erkennen, und uns einer alten, unendlich ſeligen Geiſterfreundſchaft zu erinnern.

X.

Die Ewigkeit der Kunst.

Es geschieht nicht selten, daß Leute unsern Enthusiasmus dadurch zu hemmen suchen, daß sie uns die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge vor die Augen stellen. Vielen Gemüthern ist es eigen, daß ihre Phantasie schon unwillkührlich die Bilder von Tod und Ewigkeit erweckt, um der etwanigen Begeisterung ein bestimmtes Ziel zu setzen. Auf diese Geschicklichkeit setzen sie einen hohen Werth, und meinen, daß nur das sogenannte Unvergängliche und Unsterbliche ihrer Anbetung würdig sey.

Wenn wir die Zahl der Gestirne betrachten und erwägen, den Lauf der Zeit, die schon über so manche Vergangenheit hinübergeschritten ist, wenn wir uns dann in

die bodenlose Tiefe der Ewigkeit verlieren, so erzittert der Mensch oft in sich selber, und sagt zu sich: Wie kannst Du den Preis dieser kleinen Gegenwart so hoch anschlagen, da sie sich wie ein unbemerkter Punkt in dem unermeßlichen Ocean verläuft? Was kann Deine innige Verehrung verdienen, da Du nicht sicher bist, ob nicht blinde Vergessenheit alle Deine Götter einmal verschlingt?

Wenn nun vor dem Bilde eines Helden, eines großen Künstlers unsre Seele in wollüstigen Schauern zittert, wenn wir gleichsam die ganze Welt und alle ihre Menschen in diesen Einen Moment, in diese Eine Anbetung zusammenpressen möchten, und wie das innerste Rad eines Uhrwerks allen übrigen Seelen denselben Schwung mittheilen wollten: so lächelt ein andrer oft wehmüthig und mit stiller Größe über unsern lautschallenden Hymnus, und zeigt auf die tiefen

Iſt es denn die majeſtätiſche Unvergänglichkeit, die auf uns zukömmt? Wir vergeſſen, daß die Gegenwart eben ſo gut ewig zu nennen ſey, daß die Ewigkeit ſich in den Unfang einer Handlung, eines Kunſtwerks zurückziehn könne, nicht deswegen, weil ſie unvergänglich daure, ſondern weil jene groß, weil dieſes vollendet iſt. Statt nach außen geht hier die Ewigkeit gleichſam nach innen, in einem Fruchtkorn ſieht man nicht die Entwickelung der Felder und Saaten, ſondern in Saat und Pracht des Gefildes das ehemalige Korn.

Alles, was vollendet, das heißt, was Kunſt iſt, iſt ewig und unvergänglich, wenn es auch die blinde Hand der Zeit wieder auslöſcht, die Dauer iſt zufällig, Zugabe; ein vollendetes Kunſtwerk trägt die Ewigkeit in ſich ſelbſt, die Zeit iſt ein zu grober

Stoff,

Stoff, als daß es aus ihr Nahrung und Leben ziehn könne.

Wenn daher auch Geschlechter, Erden und Welten vergehn, so leben doch die Seelen aller großen Thaten, aller Dichtungen, aller Kunstwerke. — In der Vollendung der Kunst sehen wir am reinsten und schönsten das geträumte Bild eines Paradieses, einer unvermischten Seligkeit. Gemählde verbleichen, Gedichte verklingen; — aber Verse und Farben waren es auch nicht, die ihnen ihr Daseyn schufen. In sich selbst trägt die Gegenwart der Kunst ihre Ewigkeit, und bedarf der Zukunft nicht, denn Ewigkeit bezeichnet nur Vollendung.

Darum ist es ein unkünstlerischer Geist, der die trüben Schatten des Todes und der Vergänglichkeit auf alle glänzende Lebensstellen wirft. Tod und Bild der zukünftigen Ewigkeit sind der wahren Kunst entgegengesetzt, sie heben

Iſt es denn die majeſtätiſche Unvergänglichkeit, die auf uns zukömmt? Wir vergeſſen, daß die Gegenwart eben ſo gut ewig zu nennen ſey, daß die Ewigkeit ſich in den Anfang einer Handlung, eines Kunſtwerks zurückziehn könne, nicht deswegen, weil ſie unvergänglich daure, ſondern weil jene groß, weil dieſes vollendet iſt. Statt nach außen geht hier die Ewigkeit gleichſam nach innen, in einem Fruchtkorn ſieht man nicht die Entwickelung der Felder und Saaten, ſondern in Saat und Pracht des Gefildes das ehemalige Korn.

Alles, was vollendet, das heißt, was Kunſt iſt, iſt ewig und unvergänglich, wenn es auch die blinde Hand der Zeit wieder auslöſcht, die Dauer iſt zufällig, Zugabe; ein vollendetes Kunſtwerk trägt die Ewigkeit in ſich ſelbſt, die Zeit iſt ein zu grober

Stoff,

Stoff, als daß es aus ihr Nahrung und Leben ziehn könne.

Wenn daher auch Geschlechter, Erden und Welten vergehn, so leben doch die Seelen aller großen Thaten, aller Dichtungen, aller Kunstwerke. — In der Vollendung der Kunst sehen wir am reinsten und schönsten das geträumte Bild eines Paradieses, einer unvermischten Seligkeit. Gemählde verbleichen, Gedichte verklingen; — aber Verse und Farben waren es auch nicht, die ihnen ihr Daseyn schufen. In sich selbst trägt die Gegenwart der Kunst ihre Ewigkeit, und bedarf der Zukunft nicht, denn Ewigkeit bezeichnet nur Vollendung.

Darum ist es ein unkünstlerischer Geist, der die trüben Schatten des Todes und der Vergänglichkeit auf alle glänzende Lebensstellen wirft. Tod und Bild der zukünftigen Ewigkeit sind der wahren Kunst entgegengesetzt, sie heben

sie auf und zerstören sie, denn sie schieben dem Geistigsten, in sich Fertigsten einen groben Stoff als nothwendige Bedingung unter, da die Kunst in sich keine Bedingungen kennt, und ihr Ganzes keine Theile hat.

Dergleichen Art, den Tod jedem Leben beyzumischen, ist überhaupt manierirte Poesie, es sind Striche und Linien, die innerhalb des Rahmens groß und keck scheinen mögen, die aber, neben einem andern wahrhaft großen Gemählde gesehn, verschwinden, und nur eine gewisse, bestimmte Geschicklichkeit des Meisters verrathen.

Lasset uns darum unser Leben in ein Kunstwerk verwandeln, und wir dürfen kühnlich behaupten, daß wir dann schon irrdisch unsterblich sind.

Zweyter Abschnitt.

Anhang

einiger musikalischen Aufsätze

von

Joseph Berglinger.

Vorerinnerung.

Mein geliebter Joseph Berglinger, dessen rührendes Leben man in den Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders gelesen hat, hat verschiedene Phantasien über die Kunst der Musik, vorzuglich während der Zeit seiner Lehrjahre in der bischöflichen Residenz, zu Papier gebracht, wovon ich Einiges meinem Buche hier anhängen will. — Seine Gesinnungen von der Kunst stimmten mit den meinigen gar wunderbar zusammen, und durch öftere gegenseitige Ergießungen unsers Herzens be-

freundeten unſre Gefühle ſich immer inniger mit einander. In dieſen ſeinen kleinen Aufſätzen übrigens, welche die Blüthen einzelner ſchöner Stunden ſind, wird man mit Freuden diejenige melodiſche Harmonie finden, welche wir leider, wenn wir den ganzen Inbegriff ſeines wirklichen Lebens überſehen, mit ſo bitterer Betrübniß vermiſſen.

I.

Ein wunderbares morgenländisches Mährchen von einem nackten Heiligen.

Das Morgenland ist die Heimath alles Wunderbaren, in dem Alterthume und der Kindheit der dortigen Meynungen findet man auch höchst seltsame Winke und Räthsel, die immer noch dem Verstande, der sich für klüger hält, aufgegeben werden. So wohnen dort in den Einöden oft seltsame Wesen, die wir wahnsinnig nennen, die aber dort als übernatürliche Wesen verehrt werden. Der orientalische Geist betrachtet diese nackten Heiligen als die wunderlichen Behältnisse eines höhern Genius, der aus dem Reiche des Firmaments sich in eine menschliche Gestalt verirrt hat, und sich nun nicht nach

Menschen-Weise zu gebehrden weiß. Auch sind ja alle Dinge in der Welt so oder anders, nachdem wir sie so oder anders betrachten; der Verstand des Menschen ist eine Wundertinctur, durch deren Berührung alles, was existirt, nach unserm Gefallen verwandelt wird.

So wohnte einer dieser nackten Heiligen in einer abgelegenen Felsenhöle, der ein kleiner Fluß vorüberströmte. Niemand konnte sagen, wie er dorthin gekommen, seit einigen Jahren war er dort bemerkt, eine Carawane hatte ihn zuerst entdeckt, und seitdem geschahen häufige Wallfahrten nach seiner einsamen Wohnung.

Dieses wunderliche Geschöpf hatte in seinem Aufenthalte Tag und Nacht keine Ruhe, ihm dünkte immer, er höre unaufhörlich in seinen Ohren das Rad der Zeit seinen sausenden Umschwung nehmen. Er

konnte vor dem Getöse nichts thun, nichts vornehmen, die gewaltige Angst, die ihn in immerwährender Arbeit anstrengte, verhinderte ihn, irgend etwas zu sehn und zu hören, als wie sich mit Brausen, mit gewaltigem Sturmwindssausen das fürchterliche Rad drehte und wieder drehte, das bis an die Sterne und hinüberreichte. Wie ein Wasserfall von tausend und aber tausend brüllenden Strömen, die vom Himmel herunterstürzten, sich ewig, ewig ohne augenblicklichen Stillstand, ohne die Ruhe einer Sekunde ergossen, so tönte es in seine Ohren, und alle seine Sinne waren mächtig nur darauf hingewandt, seine arbeitende Angst war immer mehr und mehr in den Strudel der wilden Verwirrung ergriffen und hineingerissen, immer ungeheurer verwilderten die einförmigen Töne durch einander: er konnte nun nicht ruhn, sondern man sah ihn Tag

und Nacht in der angeſtrengteſten, heftigſten Bewegung, wie eines Menſchen, der bemüht iſt, ein ungeheures Rad umzudrehen. Aus ſeinen abgebrochenen, wilden Reden erfuhr man, daß er ſich von dem Rade fortgezogen fühle, daß er dem tobenden, pfeilſchnellen Umſchwunge mit der ganzen Anſtrengung ſeines Körpers zu Hülfe kommen wolle, damit die Zeit ja nicht in die Gefahr komme, nur einen Augenblick ſtillzuſtehn. Wenn man ihn fragte, was er thue, ſo ſchrie er wie in einem Krampf die Worte heraus: Ihr Unglückſeligen! hört Ihr denn nicht das rauſchende Rad der Zeit? und dann drehte und arbeitete er wieder noch heftiger, daß ſein Schweiß auf die Erde floß, und mit verzerrten Gebehrden legte er die Hand auf ſein pochendes Herz, als wolle er fühlen, ob das große Räderwerk in ſeinem ewigen Gange ſey. Er wüthete, wenn

er sah, daß die Wanderer, die zu ihm wallfahrteten, ganz ruhig standen, und ihm zusahen, oder hin und wieder gingen und mit einander sprachen. Er zitterte vor Heftigkeit, und zeigte ihnen den unaufhaltsamen Umschwung des ewigen Rades, das einförmige, taktmäßige Fortsausen der Zeit; er knirschte mit den Zähnen, daß sie von dem Getriebe, in dem auch sie verwickelt und fortgezogen würden, nichts fühlten und bemerkten; er schleuderte sie von sich, wenn sie ihm in der Raserey zu nahe kamen. Wollten sie sich nicht in Gefahr setzen, so mußten sie seine angestrengte Bewegung lebhaft nachahmen. Aber noch viel wilder und gefährlicher wurde seine Raserey, wenn es sich zutrug, daß in seiner Nähe irgend eine körperliche Arbeit vorgenommen wurde, wenn ein Mensch, der ihn nicht kannte, etwa bey seiner Höle Kräuter sammelte oder Holz

fällte. Dann pflegte er wild aufzulachen, daß unter dem gräßlichen Fortrollen der Zeit noch jemand an diese kleinlichen irrdischen Beschäftigungen denken konnte; wie ein Tygerthier war er dann mit einem einzigen Sprunge aus seiner Höle, und wenn er den Unglücklichen erhaschen konnte, schlug er ihn mit einem einzigen Schlage todt zu Boden. Schnell sprang er dann in seine Höle zurück, und drehte noch heftiger als zuvor das Rad der Zeit; er wüthete aber noch lange fort, und sprach in abgebrochenen Reden, wie es den Menschen möglich sey, noch etwas anders zu treiben, ein taktloses Geschäft vorzunehmen.

Er war nicht im Stande, seinen Arm nach irgend einem Gegenstande auszustrekken, oder etwas mit der Hand zu ergreifen; er konnte keinen Schritt mit den Füßen thun, wie andre Menschen. Eine zitternde Angst

flog durch alle seine Nerven, wenn er nur ein einzigmal versuchen wollte, den schwindlichten Wirbel zu unterbrechen. Nur manchmal in schönen Nächten, wenn der Mond auf einmal vor die Öffnung seiner finstern Höle trat, hielt er plötzlich inne, sank auf den Boden, warf sich umher und winselte vor Verzweiflung; auch weinte er bitterlich wie ein Kind, daß das Sausen des mächtigen Zeitrades ihm nicht Ruhe lasse, irgend etwas auf Erden zu thun, zu handeln, zu wirken und zu schaffen. Dann fühlte er eine verzehrende Sehnsucht nach unbekannten schönen Dingen; er bemühte sich, sich aufzurichten und Hände und Füße in eine sanfte und ruhige Bewegung zu bringen, aber vergeblich! Er suchte etwas bestimmtes unbekanntes, was er ergreifen und woran er sich hängen wollte; er wollte sich außerhalb oder in sich vor sich selber retten, aber ver-

geblich! Sein Weinen und seine Verzweiflung stieg aufs höchste, mit lautem Brüllen sprang er von der Erde auf und drehte wieder an dem gewaltig-sausenden Rade der Zeit. Das währte mehrere Jahre fort, Tag und Nacht.

Einst aber war eine wunderschöne, mondhelle Sommernacht, und der Heilige lag wieder weinend und händeringend auf dem Boden seiner Höle. Die Nacht war entzückend: an dem dunkelblauen Firmamente blinkten die Sterne wie goldene Zierden an einem weit übergebreiteten, beschirmenden Schilde, und der Mond strahlte von den hellen Wangen seines Antlitzes ein sanftes Licht, worin die grüne Erde sich badete. Die Bäume hingen in dem zauberhaften Schein wie wallende Wolken auf ihren Stämmen, und die Wohnungen der Menschen waren in dunkle Felsengestalten und dämmernde Geisterpal-

läste verwandelt. Die Menschen, nicht mehr vom Sonnenglanze geblendet, wohnten mit ihren Blicken am Firmamente, und ihre Seelen spiegelten sich schön in dem himmlischen Scheine der Mondnacht.

Zwey Liebende, die sich ganz den Wundern der nächtlichen Einsamkeit ergeben wollten, fuhren in dieser Nacht auf einem leichten Nachen den Fluß herauf, der der Felsenhöle des Heiligen vorüberströmte. Der durchdringende Mondstrahl hatte den Liebenden die innersten, dunkelsten Tiefen ihrer Seele erhellt und aufgelöst, ihre leisesten Gefühle zerflossen und wogten vereinigt in uferlosen Strömen daher. Aus dem Nachen wallte eine ätherische Musik in den Raum des Himmels empor, süße Hörner, und ich weiß nicht welche andre zauberische Instrumente, zogen eine schwimmende Welt von Tönen hervor, und in den auf- und nieder-

wallenden Tönen vernahm man folgenden Gesang:

Süße Ahndungsschauer gleiten
Über Fluß und Flur dahin,
Mondesstrahlen hold bereiten
Lager liebetrunknem Sinn.
Ach, wie ziehn, wie flüstern die Wogen,
Spiegelt in Wellen der Himmelsbogen.

Liebe in dem Firmamente
Unter uns in blanker Fluth,
Zündet Sternglanz, keiner brennte
Gäbe Liebe nicht den Muth:
Uns, vom Himmelsothem gefächelt,
Himmel und Wasser und Erde lächelt.

Mondschein liegt auf allen Blumen,
Alle Palmen schlummern schon,
In der Waldung Heiligthumen
Waltet, klingt der Liebe Ton:
Schlafend verkündigen alle Töne,
Palmen und Blumen der Liebe Schöne.

Mit dem ersten Tone der Musik und des Gesanges war dem nackten Heiligen das sausende Rad der Zeit verschwunden. Es waren die ersten Töne, die in diese Einöde fielen; die unbekannte Sehnsucht war gestillt, der Zauber gelöst, der verirrte Genius aus seiner irrdischen Hülle befreyt. Die Gestalt des Heiligen war verschwunden, eine engelschöne Geisterbildung, aus leichtem Dufte gewebt, schwebte aus der Höle, streckte die schlanken Arme sehnsuchtsvoll zum Himmel empor, und hob sich nach den Tönen der Musik in tanzender Bewegung von dem Boden in die Höhe. Immer höher und höher in die Lüfte schwebte die helle Luftgestalt, von den sanftschwellenden Tönen der Hörner und des Gesanges emporgehoben; — mit himmlischer Fröhlichkeit tanzte die Gestalt hier und dort, hin und wieder auf den weißen Gewölken, die im Luftraume schwam-

men, immer höher schwang er sich mit tanzenden Füßen in den Himmel hinauf, und flog endlich in geschlängelten Windungen zwischen den Sternen umher; da klangen alle Sterne, und dröhnten einen hellstrahlenden himmlischen Ton durch die Lüfte, bis der Genius sich in das unendliche Firmament verlor.

Reisende Caravanen sahen erstaunend die nächtliche Wundererscheinung, und die Liebenden wähnten, den Genius der Liebe und der Musik zu erblicken.

II.

Die Wunder der Tonkunst.

Wenn ich es so recht innig genieße, wie der leeren Stille sich auf einmal, aus freyer Willkühr, ein schöner Zug von Tönen entwindet, und als ein Opferrauch emporsteigt, sich in Lüften wiegt, und wieder still zur Erde herabsinkt; — da entsprießen und drängen sich so viele neue schöne Bilder in meinem Herzen, daß ich vor Wonne mich nicht zu lassen weiß. — Bald kommt Musik mir vor, wie ein Vogel Phönix, der sich leicht und kühn zu eigener Freude erhebt, zu eignem Behagen stolzierend hinaufschwebt, und Götter und Menschen durch seinen Flügelschwung erfreut. — Bald dünkt es mich, Musik sey wie ein Kind, das todt im Grabe lag, — ein röthlicher Sonnenstrahl vom

Himmel entnimmt ihm die Seele ſanft, und es genießt, in himmliſchen Aether verſetzt, goldne Tropfen der Ewigkeit, und umarmt die Urbilder der allerſchönſten menſchlichen Träume. — Und bald, — welche herrliche Fülle der Bilder! — bald iſt die Tonkunſt mir ganz ein Bild unſers Lebens: — eine rührend-kurze Freude, die aus dem Nichts entſteht und ins Nichts vergeht, — die anhebt und verſinkt, man weiß nicht warum: — eine kleine fröhliche grüne Inſel, mit Sonnenſchein, mit Sang und Klang, — die auf dem dunkeln, unergründlichen Ocean ſchwimmt. —

Fragt den Tonmeiſter, warum er ſo herzlich fröhlich ſey auf ſeinem Saitenſpiel. »Iſt nicht,« wird er antworten, »das ganze Leben ein ſchöner Traum? eine liebliche Seifenblaſe? Mein Tonſtück desgleichen.« —

Wahrlich, es iſt ein unſchuldiges, rüh-

rendes Vergnügen, an Tönen, an reinen Tönen sich zu freuen! Eine kindliche Freude! — Wenn andre sich mit unruhiger Geschäftigkeit betäuben, und von verwirrten Gedanken, wie von einem Heer fremder Nachtvögel und böser Insekten, umschwirrt, endlich ohnmächtig zu Boden fallen; — o, so tauch' ich mein Haupt in dem heiligen, kühlenden Quell der Töne unter, und die heilende Göttin flößt mir die Unschuld der Kindheit wieder ein, daß ich die Welt mit frischen Augen erblicke, und in allgemeine, freudige Versöhnung zerfließe. — Wenn andre über selbsterfundene Grillen zanken, oder ein verzweiflungsvolles Spiel des Wizzes spielen, oder in der Einsamkeit mißgestaltete Idéen brüten, die, wie die geharnischten Männer der Fabel, verzweiflungsvoll sich selber verzehren; — o, so schließ' ich mein Auge zu vor all' dem Kriege der

Welt, — und ziehe mich still in das Land der Musik, als in das Land des Glaubens, zurück, wo alle unsre Zweifel und unsre Leiden sich in ein tönendes Meer verlieren, — wo wir alles Gekrächze der Menschen vergessen, wo kein Wort- und Sprachengeschnatter, kein Gewirr von Buchstaben und monströser Hieroglyphenschrift uns schwindlich macht, sondern alle Angst unsers Herzens durch leise Berührung auf einmal geheilt wird. — Und wie? Werden hier Fragen uns beantwortet? Werden Geheimnisse uns offenbart? — Ach nein! aber statt aller Antwort und Offenbarung werden uns luftige, schöne Wolkengestalten gezeigt, deren Anblick uns beruhigt, wir wissen nicht wie; — mit kühner Sicherheit wandeln wir durch das unbekannte Land hindurch, — wir begrüßen und umarmen fremde Geisterwesen, die wir nicht kennen, als Freunde, und alle

die Unbegreiflichkeiten, die unser Gemüth bestürmen, und die die Krankheit des Menschengeschlechtes sind, verschwinden vor unsern Sinnen, und unser Geist wird gesund durch das Anschaun von Wundern, die noch weit unbegreiflicher und erhabener sind. Dann ist dem Menschen, als möcht' er sagen: »Das ist's, was ich meyne! Nun hab' ich's gefunden! Nun bin ich heiter und froh!« —

Laß sie spotten und höhnen, die andern, die wie auf rasselnden Wagen durch's Leben dahin fahren, und in der Seele des Menschen das Land der heiligen Ruhe nicht kennen. Laß sie sich rühmen ihres Schwindels, und trotzen, als ob sie die Welt mit ihren Zügeln lenkten. Es kommen Zeiten, da sie darben werden.

Wohl dem, der, wann der irdische Boden untreu unter seinen Füßen wankt, mit

heitern Sinnen auf luftige Töne sich retten kann, und nachgebend, mit ihnen bald sanft sich wiegt, bald muthig dahertanzt, und mit solchem lieblichen Spiele seine Leiden vergißt!

Wohl dem, der, (müde des Gewerbes, Gedanken feiner und feiner zu spalten, welches die Seele verkleinert,) sich den sanften und mächtigen Zügen der Sehnsucht ergiebt, welche den Geist ausdehnen und zu einem schönen Glauben erheben. Nur ein solcher ist der Weg zur allgemeinen, umfassenden Liebe, und nur durch solche Liebe gelangen wir in die Nähe göttlicher Seligkeit. — —

Dies ist das herrlichste und das wunderbarste Bild, so ich mir von der Tonkunst entwerfen kann, — obwohl es die meisten für eitle Schwärmerey halten werden. —

Aber aus was für einem magischen Präparat steigt nun der Duft dieser glänzenden Geistererscheinung empor? — Ich sehe zu,

— und finde nichts, als ein elendes Gewebe von Zahlenproportionen, handgreiflich dargestellt auf gebohrtem Holz, auf Gestellen von Darmsaiten und Messingdrath. — Das ist fast noch wunderbarer, und ich möchte glauben, daß die unsichtbare Harfe Gottes zu unsern Tönen mitklingt, und dem menschlichen Zahlengewebe die himmlische Kraft verleiht. —

Und wie gelangte denn der Mensch zu dem wunderbaren Gedanken, Holz und Erztönen zu lassen? Wie kam er zu der köstlichen Erfindung dieser über alles seltsamen Kunst? — Das ist ebenfalls wiederum so merkwürdig und sonderlich, daß ich die Geschichte, wie ich sie mir denke, kürzlich hersetzen will.

Der Mensch ist ursprünglich ein gar unschuldiges Wesen. Wenn wir noch in der Wiege liegen, wird unser kleines Gemüth

von hundert unsichtbaren kleinen Geistern genährt und erzogen, und in allen artigen Künsten geübt. So lernen wir durch's Lächeln, nach und nach, fröhlich seyn, durch's Weinen lernen wir traurig seyn, durch's Angaffen mit großen Augen lernen wir, was erhaben ist, anbeten. Aber so wie wir in der Kindheit mit dem Spielzeuge nicht recht umzugehen wissen, so wissen wir auch mit den Dingen des Herzens noch nicht recht zu spielen, und verwechseln und verwirren in dieser Schule der Empfindungen noch alles durch einander.

Wenn wir aber zu den Jahren gekommen sind, so verstehen wir die Empfindungen, sey es nun Fröhlichkeit, oder Betrübniß, oder jede andre, gar geschickt anzubringen, wo sie hingehören; und da führen wir sie manchmal recht schön, zu unsrer eigenen Befriedigung, aus. Ja, obwohl diese Dinge

eigentlich nur eine gelegentliche Zuthat zu den Begebenheiten unsers gewöhnlichen Lebens sind, so finden wir doch so viel Lust daran, daß wir die sogenannten Empfindungen gern von dem verwirrten Wust und Geflecht des irdischen Wesens, worin sie verwickelt sind, ablösen, und sie uns zum schönen Angedenken besonders ausführen, und auf eigne Weise aufbewahren. Es scheinen uns diese Gefühle, die in unserm Herzen aufsteigen, manchmal so herrlich und groß, daß wir sie wie Reliquien in kostbare Monstranzen einschließen, freudig davor niederknieen, und im Taumel nicht wissen, ob wir unser eignes menschliches Herz, oder ob wir den Schöpfer, von dem alles Große und Herrliche herabkommt, verehren.

Zu dieser Aufbewahrung der Gefühle sind nun verschiedene schöne Erfindungen gemacht worden, und so sind alle schönen

Künste entstanden. Die Musik aber halte ich für die wunderbarste dieser Erfindungen, weil sie menschliche Gefühle auf eine übermenschliche Art schildert, weil sie uns alle Bewegungen unsers Gemüths unkörperlich, in goldne Wolken luftiger Harmonieen eingekleidet, über unserm Haupte zeigt, — weil sie eine Sprache redet, die wir im ordentlichen Leben nicht kennen, die wir gelernt haben, wir wissen nicht wo? und wie? und die man allein für die Sprache der Engel halten möchte.

Sie ist die einzige Kunst, welche die mannigfaltigsten und widersprechendsten Bewegungen unsers Gemüths auf dieselben schönen Harmonieen zurückführt, die mit Freud' und Leid, mit Verzweiflung und Verehrung in gleichen harmonischen Tönen spielt. Daher ist sie es auch, die uns die ächte Heiterkeit der Seele einflößt, welche das

schönste Kleinod ist, das der Mensch erlangen kann; — jene Heiterkeit meyn' ich, da alles in der Welt uns natürlich, wahr und gut erscheint, da wir im wildesten Gewühle der Menschen einen schönen Zusammenhang finden, da wir mit reinem Herzen alle Wesen uns verwandt und nahe fühlen, und, gleich den Kindern, die Welt wie durch die Dämmerung eines lieblichen Traumes erblicken. — —

Wenn ich in meiner Einfalt unter freyem Himmel vor Gott glückselig bin, — indeß die goldnen Strahlen der Sonne das hohe blaue Zelt über mir ausspannen, und die grüne Erde rings um mich lacht, — da ist's am rechten Ort, daß ich mich auf den Boden werfe, und in vollen Freuden dem Himmel lautjauchzend für alle Herrlichkeit danke. Was aber thut alsdann der sogenannte Künstler unter den Menschen? Er hat mir

zugesehen, geht, innerlich erwärmt, still-schweigend daheim, läßt sein sympathetisches Entzücken auf leblosem Saitenspiel weit herrlicher daherrauschen, und bewahrt es auf, in einer Sprache, die kein Mensch je geredet hat, deren Heimath niemand kennt, und die jeden bis in die innersten Nerven ergreift. —

Wenn mir ein Bruder gestorben ist, und ich bey solcher Begebenheit des Lebens eine tiefe Traurigkeit gehörig anbringe, weinend im engen Winkel sitze, und alle Sterne frage, wer je betrübter gewesen als ich, — dann, — indeß hinter meinem Rücken schon die spottende Zukunft steht, und über den schnell vergänglichen Schmerz des Menschen lacht, — dann steht der Tonmeister vor mir, und wird von all' dem jammervollen Händeringen so bewegt, daß er den schönen Schmerz daheim auf seinen Tönen nachgebehrdet, und

mit Luſt und Liebe die menſchliche Betrübniß verſchönert und ausſchmückt, und ſo ein Werk hervorbringt, das aller Welt zur tiefſten Rührung gereicht. — Ich aber, wenn ich längſt das angſtvolle Händeringen um meinen todten Bruder verlernt habe, und dann einmal das Werk ſeiner Betrübniß höre, — dann freu' ich mich kindlich über mein eignes, ſo glorreich verherrlichtes Herz, und nähre und bereichere mein Gemüth an der wunderbaren Schöpfung. —

Wenn aber die Engel des Himmels auf dieſes ganze liebliche Spielwerk herabſehen, das wir die Kunſt nennen, — ſo müſſen ſie wehmüthig lächeln über das Kindergeſchlecht auf der Erde, und lächeln über die unſchuldige Erzwungenheit in dieſer Kunſt der Töne, wodurch das ſterbliche Weſen ſich zu ihnen erheben will. — —

III.

Von den verschiedenen Gattungen in jeder Kunst, und insbesondre von verschiedenen Arten der Kirchenmusik.

Es kommt mir allemal seltsam vor, wenn Leute, welche die Kunst zu lieben vorgeben, in der Poesie, der Musik, oder in irgend einer andern Kunst, sich beständig nur an Werke von einer Gattung, einer Farbe halten, und ihr Auge von allen andern Arten wegwenden. Hat gleich die Natur diejenigen, welche selbst Künstler sind, mehrentheils so eingerichtet, daß sie sich nur in einem Felde ihrer Kunst ganz wie zu Hause fühlen, und nur auf diesem ihrem vaterländischen Boden Kraft und Muth genug haben, selber zu säen und zu pflanzen; so

kann

kann ich doch nicht begreifen, wie eine wahre Liebe der Kunst nicht alle ihre Gärten durchwandern, und an allen Quellen sich freuen sollte. Es wird ja doch niemand mit halber Seele gebohren! — Aber freylich, — wiewohl ich es kaum über das Herz bringen kann, die allgütige Natur so zu schmähen, — es scheinen viele der heutigen Menschen mit so sparsamen Funken der Liebe begabt zu seyn, daß sie dieselbe nur auf Werke von einer Art aufwenden können. Ja, sie sind stolz in ihrer Armuth; aus trägem Dünkel verachten sie es, den Geist auch in der Betrachtung anderer Schönheiten zu üben; sie machen sich ein desto größeres Verdienst aus der engen Beschränkung auf gewisse Lieblingswerke, und glauben diese desto edler und reiner zu lieben, je mehr andre Werke sie verachten.

So ist es sehr häufig, daß Einige bloß

an fröhlichen und komiſchen, Andre bloß an ernſthaften und tragiſchen Sachen Gefallen zu finden ſich beſtreben. Wenn ich aber das Gewebe der Welt unbefangen betrachte, ſo ſehe ich, daß das Schickſal ſeinen Weberſpul nur ſo hin oder ſo hin zu werfen braucht, um in denſelben Menſchenſeelen im Augenblick ein Luſtſpiel oder Trauerſpiel hervorzubringen. Daher ſcheint es mir natürlich, daß ich auch in der Welt der Kunſt mich und mein ganzes Weſen ihrem waltenden Schickſale willig hingebe. Ich löſe mich los von allen Banden, ſeegle mit flatternden Wimpeln auf dem offenen Meere des Gefühls, und ſteige gern, wo immer der himmliſche Hauch von oben mich heranwehet, ans Land. —

Wenn jemand die Frage aufwerfen wollte: ob es ſchöner ſey, in der kleinen Winterſtube, beym Licht, in einem herrlichen Kreiſe

von Freunden zu sitzen, — oder schöner, einsam auf hohen Bergen die Sonne über köstliche Fluren scheinen zu sehen: — was sollte man antworten? Wer in seiner Brust ein Herz verwahrt, dem am wohlsten ist, wenn es sich heiß erwärmen, und je höher je lieber pochen und schlagen kann, der wird jede schöne Gegenwart mit Entzücken an sich reißen, um sein liebes Herz in diesem Zittern der Seligkeit zu üben.

Hierin sind mir die glücklichen Männer, welche vom Himmel zur Stola und zur Priesterweihe auserwählt sind, ein treffliches Vorbild. Ein solcher Mann, dem das, worauf die andern Menschen nicht Zeit genug verwenden können, (weil der Schöpfer das Wesen der Welt allzu reichhaltig eingerichtet hat,) zum schönen Geschäfte gemacht ist, nämlich seine Augen unverwandt auf den Schöpfer zu richten, — so daß die kleineren

Bäche des Danks und der Andacht aus allen umgebenden Wesen in ihn als in einen Strom sich vereinigen, der unaufhörlich ins Meer der Ewigkeit ausströmt: — ein solcher Mann findet überall im Leben schöne Anlässe, seinen Gott zu verehren und ihm zu danken; er schlägt aller Orten Altäre auf, und seinen verklärten Augen leuchtet das wundervolle Bildniß des Schöpfers aus allen verworrenen Zügen in den Dingen dieser Welt hervor. — Und so, dünkt mich, — denn die Herrlichkeit der Kunst hat mich zu einem kühnen Gleichnißbilde verleitet, — so sollte auch derjenige beschaffen seyn, welcher mit aufrichtigem Herzen vor der Kunst niederknieen, und ihr die Huldigung einer ewigen und unbegränzten Liebe darbringen wollte. — —

In der herrlichen Kunst, die der Himmel bey meiner Geburt wohlthätig für mich

ausgesucht hat, (wofür ich ihm, so lang' ich lebe, dankbar bin,) ist es mir seit jeher so gegangen, daß diejenige Art der Musik, die ich gerade höre, mir jedesmal die erste und vortrefflichste zu seyn scheint, und mich alle übrigen Arten vergessen macht. Wie ich denn überhaupt glaube, daß das der ächte Genuß, und zugleich der ächte Prüfstein der Vortrefflichkeit eines Kunstwerks sey, wenn man über dies eine alle andern Werke vergißt, und gar nicht daran denkt, es mit einem andern vergleichen zu wollen. Daher kommt es, daß ich die verschiedensten Arten in der Tonkunst, als zum Beyspiel die Kirchenmusik und die Musik zum Tanze, mit gleicher Liebe genieße. Doch kann ich nicht läugnen, daß die hervorbringende Kraft meiner Seele sich mehr nach der ersteren hinneigt und auf dieselbe sich einschränkt. Mit ihr beschäftige ich mich am meisten, und von

ihr will ich daher jetzt ausschließlich mit einigen Worten meine Meynung sagen.

Nach dem Gegenstande zu urtheilen, ist die geistliche Musik freylich die edelste und höchste, so wie auch in den Künsten der Mahlerey und Poesie der heilige, Gott-geweihete Bezirk dem Menschen in dieser Hinsicht der ehrwürdigste seyn muß. Es ist rührend, zu sehen, wie diese drey Künste die Himmelsburg von ganz verschiedenen Seiten bestürmen, und mit kühnem Wetteifer unter einander kämpfen, dem Throne Gottes am nächsten zu kommen. Ich glaube aber wohl, daß die vernunftreiche Muse der Dichtkunst, und vorzüglich die stille und ernste Muse der Mahlerey, ihre dritte Schwester für die allerdreisteste und verwegenste im Lobe Gottes achten mögen, weil sie in einer fremden, unübersetzbaren Sprache, mit lautem Schalle, mit heftiger Bewegung, und mit harmoni-

scher Vereinigung einer ganzen Schaar lebendiger Wesen, von den Dingen des Himmels zu sprechen wagt.

Allein auch diese heilige Muse redet von den Dingen des Himmels nicht beständig auf einerley Art, sondern hat vielmehr ihre Freude daran, Gott auf ganz verschiedene Weise zu loben, — und ich finde, daß jegliche Art, wenn man deren wahre Bedeutung recht verstehet, ein Balsam für das menschliche Herz ist.

Bald geht sie in muntern, fröhlichen Tönen daher, läßt sich von einfachen und heiteren, oder auch von zierlichen und künstlichen Harmonieen in allerley liebliche, wohlklingende Irrgänge leiten, und lobt Gott nicht anders, als Kinder thun, welche vor ihrem guten Vater an seinem Geburtstage eine Rede oder einen dramatischen Actus halten, da sich denn jener wohl gefallen

läſſet, wenn ſie ihm ihren Dank mit kindlicher, unbefangener Munterkeit beweiſen, und im Danken zugleich eine kleine Probe ihrer Geſchicklichkeiten und erlangten Künſte ablegen. Oder man kann auch ſagen, daß dieſe Art der Kirchenmuſik den Character derjenigen Menſchen ausdrückt, welche ſich gern mit vielen muntern und artig geſetzten Worten über die Größe Gottes auslaſſen mögen, welche ſich verwundern und herzlich-lächelnd ſich darüber freuen, daß Er um ſo vieles größer iſt als ſie ſelber. Sie kennen keine andre Erhebung der Seele als eine fröhliche und zierliche; ſie wiſſen in ihrer Unſchuld für Ihn keine andere und beſſere Sprache des Lobes und der Verehrung, als die ſie gegen einen edlen menſchlichen Wohlthäter gebrauchen, und ſie ſind nicht verlegen, von den kleinſten Freuden und Genüſſen des Lebens mit leichter Fertigkeit zu dem Gedanken

an den Vater des Weltalls überzugehen. — Diese Art der Kirchenmusik pflegt die häufigste und beliebteste zu seyn, und sie scheint wirklich das Gemüth des größten Theils der Menschen vorzustellen.

Eine andre, erhabene Art ist nur wenigen auserwählten Geistern eigen. Sie sehen ihre Kunst nicht, (wie die meisten thun,) als ein bloßes Problem an, aus den vorhandenen Tönen mancherley verschiedene, wohlgefällige Tongebäude nach Regeln zusammenzusetzen, und nicht dies Gebäude ist ihr höchster Zweck; — sie gebrauchen vielmehr große Massen von Tönen als wunderbare Farben, um damit dem Ohre das Große, das Erhabene und Göttliche zu mahlen. — Sie achten es unwürdig, den Ruhm des Schöpfers auf den kleinen flatternden Schmetterlingsflügeln kindlicher Fröhlichkeit zu tragen, sondern schlagen die Luft

mit breiten, mächtigen Adlersschwingen. — Sie ordnen und pflanzen nicht die Töne wie Blumen in kleine regelmäßige Beete, worin wir zunächst die geschickte Hand des Gärtners bewundern; sondern sie schaffen große Höhen und Thäler mit heiligen Palmwäldern, die unsre Gedanken zunächst zu Gott erheben. — — Diese Musik schreitet in starken, langsamen, stolzen Tönen einher, und versetzt dadurch unsre Seele in die erweiterte Spannung, welche von erhabenen Gedanken in uns erzeugt wird, und solche wieder erzeugt. Oder sie rollt auch feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie ein majestätischer Donner im Gebirge, umher. — Diese Musik ist jenen Geistern ähnlich, welche von dem allmächtigen Gedanken an Gott so ganz über alle Maaße erfüllt sind, daß sie die Schwäche des sterblichen Geschlechtes darüber ganz

vergessen, und dreist genug sind, mit lauter, stolzer Trompetenstimme die Größe des Höchsten der Erde zu verkündigen. Im freyen Taumel des Entzückens glauben sie das Wesen und die Herrlichkeit Gottes bis ins Innerste begriffen zu haben; sie lehren ihn allen Völkern kennen, und loben ihn dadurch, daß sie mit aller Macht zu ihm hinaufstreben, und sich anstrengen, ihm ähnlich zu werden. —

Aber es giebt noch einige stille, demüthige, allzeit büßende Seelen, denen es unheilig scheint, zu Gott in der Melodie irdischer Fröhlichkeit zu reden, denen es frech und verwegen vorkommt, seine ganze Erhabenheit kühn in ihr menschliches Wesen aufzunehmen: — auch ist jene Fröhlichkeit ihnen unverständlich, und zu dieser dreisten Erhebung mangelt ihnen der Muth. Diese liegen mit stets gefaltenen Händen und gesenk-

tem Blick betend auf den Knieen, und loben Gott bloß dadurch, daß sie mit der beständigen Vorstellung ihrer Schwäche und Entfernung von Ihm, und mit der wehmüthigen Sehnsucht nach den Gütern der reinen Engel, ihren Geist erfüllen und nähren. — Diesen gehört jene alte, choralmäßige Kirchenmusik an, die wie ein ewiges »Miserere mei Domine!« klingt, und deren langsame, tiefe Töne gleich sündenbeladenen Pilgrimmen in tiefen Thälern dahinschleichen. — Ihre bußfertige Muse ruht lange auf denselben Accorden; sie getraut sich nur langsam die benachbarten zu ergreifen; aber jeder neue Wechsel der Accorde, auch der allereinfachste, wälzt in diesem schweren, gewichtigen Fortgange unser ganzes Gemüth um, und die leise-vordringende Gewalt der Töne durchzittert uns mit bangen Schauern, und erschöpft den letzten Athem unsers ge-

spannten Herzens. Manchmal treten bittere, herzzerknirschende Accorde dazwischen, wobey unsre Seele ganz zusammenschrumpft vor Gott; aber dann lösen krystallhelle, durchsichtige Klänge die Bande unsers Herzens wieder auf, und trösten und erheitern unser Inneres. Zuletzt endlich wird der Gang des Gesanges noch langsamer als zuvor, und von einem tiefen Grundton, wie von dem gerührten Gewissen festgehalten, windet sich die innige Demuth in mannichfach-verschlungenen Beugungen herum, und kann sich von der schönen Bußübung nicht trennen, — bis sie endlich ihre ganze aufgelöste Seele in einem langen, leise-verhallenden Seufzer aushaucht. — —

IV.

Fragment

aus einem Briefe Joseph Berglingers.

— Neulich, lieber Pater, am Festtag, hab' ich einen köstlichen Abend genossen. Es war ein warmer Sommerabend, und ich ging aus den alten Thoren der Stadt hinaus, als eine muntere Musik aus der Ferne mit ihren lockenden Tönen mich an sich spielte. Ich ging ihr durch die Gassen der Vorstadt nach, und ward am Ende in einen großen öffentlichen Garten geführt, der mit Hecken, Alleen und bedeckten Gängen, mit Rasenplätzen, Wasserbecken, kleinen Springbrunnen und Taxuspyramiden dazwischen, gar reichlich ausgeziert, und mit einer Menge buntgeschmückter Leute belebt war. In der Mitte, auf einer grünen Erhöhung, lag ein

offenstehender Gartensaal, als der Mittelpunkt des Gewimmels. Ich ging auf dem Platze vor dem Saale, wo es am vollsten war, auf und nieder, und mein Herz ward hier von den fröhlichsten und heitersten Empfindungen besucht.

Auf grünem Rasen saßen die Spieler, und zogen aus ihren Blasinstrumenten die munterſten, lustigſten Frühlingstöne hervor, so frisch, wie das junge Laub, das sich aus den Zweigen der Bäume hervordrängt. Sie füllten die ganze Luft mit den lieblichen Düften ihres Klanges an, und alle Blutstropfen jauchzten in meinen Adern. Wahrlich, so oft ich Tanzmusik höre, fällt es mir in den Sinn, daß diese Art der Musik offenbar die beteudenſte und bestimmteſte Sprache führt, und daß sie nothwendig die eigentlichſte, die älteſte und ursprüngliche Musik seyn muß.

Neben mir, in den breiten Gängen, spazierten nun alle verschiedenen Stände und Alter der Menschen einher. Da war der Kaufmann von seinem Rechentische, der Handwerksmann von seiner Werkstatt hergekommen; und etliche vornehme junge Herren in glänzenden Kleidern strichen leichtsinnig zwischen den langsameren Spaziergängern durch. Manchmal kam eine zahlreiche Familie mit Kindern jeder Größe, die die ganze Breite des Ganges einnahm; und dann wieder ein siebenzigjähriges Ehepaar, das lächelnd zusah, wie die Schaar der Kinder auf dem grünen Grase in trunkenem Muthwillen ihr junges Leben versuchte, oder wie die erwachsenere Jugend sich mit lebhaften Tänzen erhitzte. Ein jeder von allen hatte seine eigne Sorge in seiner Kammer daheim gelassen; keine Sorge mochte der andern gleich seyn, — hier aber stimmten

Alle

Alle zur Harmonie des Vergnügens zusammen. Und wenn auch freylich nicht jedem von der Musik und all' dem bunten Wesen wirklich im Innern so erfreulich zu Muthe seyn mochte als mir, — so war für mich doch diese ganze lebendige Welt in einen Lichtschimmer der Freude aufgelöst, — die Oboen- und Hörnertöne schienen mir wie glänzende Strahlen um alle Gesichter zu spielen, und es dünkte mich, als säh' ich alle Leute bekränzt oder in einer Glorie gehen. — Mein Geist, verklärt durch die Musik, drang durch alle die verschiedenen Physiognomieen bis in jedes Herz hinein, und die wimmelnde Welt um mich her kam mir wie ein Schauspiel vor, das ich selber gemacht, oder wie ein Kupferstich, den ich selber gezeichnet: so gut glaubte ich zu sehen, was jede Figur ausdrücke und bedeute, und wie jede das sey, was sie seyn sollte.

Diese angenehmen Träume unterhielten mich eine ganze Zeitlang fort, — bis sich die Scene veränderte.

Die helle Wärme des Tages ergoß sich allmählig in die dunkle Kühlung der Nacht, die bunten Schaaren zogen heim, der Garten ward dunkel, einsam und still, — zuweilen schwebte ein zärtliches Lied vom Waldhorn wie ein seliger Geist in dem milden Schimmer des Mondes daher, — und die ganze, zuvor so lebendige Natur war in ein leises Fieber melancholischer Wehmuth aufgelöst. Das Schauspiel der Welt war für diesen Tag zu Ende, — meine Schauspieler nach Hause gegangen, — der Knäuel des Gewühls für heute gelöst. Denn Gott hatte die lichte, mit Sonne geschmückte Hälfte seines großen Mantels von der Erde hinweggezogen, und mit der andern schwarzen Hälfte, worin Mond und Sterne gestickt

ſind, das Gehäuſe der Welt umhängt, — und nun ſchliefen alle ſeine Geſchöpfe in Frieden. Freude, Schmerz, Arbeit und Streit, alles hatte nun Waffenſtillſtand, um morgen von neuem wieder loszubrechen: — und ſo immer fort, bis in die fernſten Nebel der Zeiten, wo wir kein Ende abſehen. —

Ach! dieſer unaufhörliche, eintönige Wechſel der Tauſende von Tagen und Nächten, — daß das ganze Leben des Menſchen, und das ganze Leben des geſammten Weltkörpers nichts iſt, als ſo ein unaufhörliches, ſeltſames Brettſpiel ſolcher weißen und ſchwarzen Felder, wobey am Ende keiner gewinnt als der leidige Tod, — das könnte einem in manchen Stunden den Kopf verrücken. — Aber man muß durch den Wuſt von Trümmern, worauf unſer Leben zerbröckelt wird, mit muthigem Arm hindurchgreifen, und ſich an der Kunſt, der Großen, Beſtändigen,

die über alles hinweg bis in die Ewigkeit hinausreicht, mächtiglich festhalten, — die uns vom Himmel herab die leuchtende Hand bietet, daß wir über dem wüsten Abgrunde in kühner Stellung schweben, zwischen Himmel und Erde! — — —

V.

Das eigenthümliche innere Wesen der Tonkunst, und die Seelenlehre der heutigen Instrumentalmusik.

Der Schall oder Ton war ursprünglich ein grober Stoff, in welchem die wilden Nationen ihre unförmlichen Affecten auszudrücken strebten, indem sie, wenn ihr Inneres erschüttert war, auch die umgebenden Lüfte mit Geschrey und Trommelschlag erschütterten, gleichsam um die äußere Welt mit ihrer inneren Gemüthsempörung in's Gleichgewicht zu setzen. Nachdem aber die unaufhaltsam-wirkende Natur die ursprünglich in Eins verwachsenen Kräfte der menschlichen Seele, durch viele Säkula hindurch, in ein ausgebreitetes Gewebe von immer feineren

Zweigen aus einander getrieben hat; so ist, in den neueren Jahrhunderten, auch aus Tönen ein kunstreiches System aufgebaut, und also auch in diesem Stoff, so wie in den Künsten der Formen und Farben, ein sinnliches Abbild und Zeugniß, von der schönen Verfeinerung und harmonischen Vervollkommung des heutigen menschlichen Geistes, niedergelegt worden. Der einfarbige Lichtstrahl des Schalls ist in ein buntes, funkelndes Kunstfeuer zersplittert, worin alle Farben des Regenbogens flimmern; dies konnte aber nicht anders geschehen, als das zuvor mehrere weise Männer in die Orakelhöhlen der verborgensten Wissenschaft hinunterstiegen, wo die allzeugende Natur selbst ihnen die Urgesetze des Tons enthüllte. Aus diesen geheimnißreichen Grüften brachten sie die neue Lehre, in tiefsinnigen Zahlen geschrieben, an's Tageslicht, und setzten hiernach

eine feste, weisheitvolle Ordnung von vielfachen einzelnen Tönen zusammen, welche die reiche Quelle ist, aus der die Meister die mannigfaltigsten Tonarten schöpfen.

Die sinnliche Kraft, welche der Ton von seinem Ursprunge her in sich führt, hat sich durch dieses gelehrte System eine verfeinerte Mannigfaltigkeit erworben.

Das Dunkle und Unbeschreibliche aber, welches in der Wirkung des Tons verborgen liegt, und welches bey keiner andern Kunst zu finden ist, hat durch das System eine wunderbare Bedeutsamkeit gewonnen. Es hat sich zwischen den einzelnen mathematischen Tonverhältnissen und den einzelnen Fibern des menschlichen Herzens eine unerklärliche Sympathie offenbart, wodurch die Tonkunst ein reichhaltiges und bildsames Maschinenwerk zur Abschilderung menschlicher Empfindungen geworden ist.

So hat sich das eigenthümliche Wesen der heutigen Musik, welche, in ihrer jetzigen Vollendung, die jüngste unter allen Künsten ist, gebildet. Keine andre vermag diese Eigenschaften der Tiefsinnigkeit, der sinnlichen Kraft, und der dunkeln, phantastischen Bedeutsamkeit, auf eine so räthselhafte Weise zu verschmelzen. Diese merkwürdige, enge Vereinigung so widerstrebend-scheinender Eigenschaften macht den ganzen Stolz ihrer Vorzüglichkeit aus; wiewohl eben dieselbe auch viele seltsame Verwirrungen in der Ausübung und im Genusse dieser Kunst, und viel thörichten Streit unter Gemüthern, welche sich niemals verstehen können, hervorgebracht hat.

Die wissenschaftlichen Tiefsinnigkeiten der Musik haben manche jener speculirenden Geister herangelockt, welche in allem ihren Thun streng und scharf sind, und das Schöne nicht

aus offener, reiner Liebe, um sein selbst willen, aufsuchen, sondern es nur des Zufalls halber schätzen, daß besondre, seltene Kräfte daran aufzureiben waren. Anstatt das Schöne auf allen Wegen, wo es sich freundlich uns entgegenbietet, wie einen Freund willkommen zu heißen, betrachten sie ihre Kunst vielmehr als einen schlimmen Feind, suchen ihn im gefährlichsten Hinterhalt zu bekämpfen, und triumphiren dann über ihre eigne Kraft. Durch diese gelehrten Männer ist das innere Maschinenwerk der Musik, gleich einem künstlichen Weberstuhle für gewirkte Zeuge, zu einer erstaunenswürdigen Vollkommenheit gebracht worden; ihre einzelnen Kunststücke aber sind oftmals nicht anders als in der Mahlerey vortreffliche anatomische Studien und schwere academische Stellungen zu betrachten.

Traurig anzusehn ist es, wenn dies frucht-

bare Talent sich in ein unbeholfenes und empfindungsarmes Gemüth verirrt hat. In einer fremden Brust schmachtet alsdann das phantastische Gefühl, das unberedt in Tönen ist, nach der Vereinigung, — indeß die Schöpfung, die Alles erschöpfen will, mit solchen schmerzlichen Naturspielen nicht ungern wehmüthige Versuche anzustellen scheint.

Demnach hat keine andre Kunst einen Grundstoff, der schon an sich mit so himmlischen Geiste geschwängert wäre, als die Musik. Ihr klingender Stoff kommt mit seinem geordneten Reichthume von Akkorden den bildenden Händen entgegen, und spricht schon schöne Empfindungen aus, wenn wir ihn auch nur auf eine leichte, einfache Weise berühren. Daher kommt es, daß manche Tonstücke, deren Töne von ihren Meistern wie Zahlen zu einer Rechnung, oder wie die Stifte zu einem musivischen Gemählde, bloß

regelrecht, aber sinnreich und in glücklicher Stunde, zusammengesetzt wurden, — wenn sie auf Instrumenten ausgeübt werden, eine herrliche, empfindungsvolle Poesie reden, obwohl der Meister wenig daran gedacht haben mag, daß in seiner gelehrten Arbeit, der in dem Reiche der Töne verzauberte Genius, für eingeweihte Sinne, so herrlich seine Flügel schlagen würde.

Dagegen fahren manche, nicht ungelehrte, aber unter unglücklichem Stern gebohrne, und innerlich harte und unbewegliche Geister täppisch in die Töne hinein, zerren sie aus ihren eigenthümlichen Sitzen, so daß man in ihren Werken nur ein schmerzliches Klaggeschrey des gemarterten Genius vernimmt.

Wenn aber die gute Natur die getrennten Kunstseelen in eine Hülle vereinigt, wenn das Gefühl des Hörenden noch glü-

hender im Herzen des tiefgelehrten Kunstmeisters brannte, und er die tiefsinnige Wissenschaft in diesen Flammen schmelzt; dann geht ein unnennbar-köstliches Werk hervor, worin Gefühl und Wissenschaft so fest und unzertrennlich in einander hangen, wie in einem Schmelzgemählde Stein und Farben verkörpert sind. —

Von denjenigen, welche die Musik und alle Künste nur als Anstalten betrachten, ihren nüchternen und groben Organen die nothdürftig sinnliche Nahrung zu verschaffen, — da doch die Sinnlichkeit nur als die kräftigste, eindringlichste und menschlichste Sprache anzusehn ist, worin das Erhabene, Edle und Schöne zu uns reden kann, — von diesen unfruchtbaren Seelen ist nicht zu reden. Sie sollten, wenn sie es vermöchten, die tiefgegründete, unwandelbare Heiligkeit, die dieser Kunst vor allen andern

eigen ist, verehren, daß in ihren Werken das feste Orakelgesetz des Systems, der ursprüngliche Glanz des Dreyklangs, auch durch die verworfensten Hände nicht vertilgt und befleckt werden kann, — und daß sie gar nicht vermag das Verworfene, Niedrige und Unedle des menschlichen Gemüths auszudrücken, sondern an sich nicht mehr als rohe und grelle Melodieen geben kann, denen die sich anhängenden irrdischen Gedanken erst das Niedrige leihen müssen.

Wenn nun die Vernünftler fragen: wo denn eigentlich der Mittelpunkt dieser Kunst zu entdecken sey, wo ihr eigentlicher Sinn und ihre Seele verborgen liege, die alle ihre verschiedenartigen Erscheinungen zusammenhalte? — so kann ich es ihnen nicht erklären oder beweisen. Wer das, was sich nur von innen heraus fühlen läßt, mit der Wünschelruthe des untersuchenden Verstandes ent-

decken will, der wird ewig nur Gedanken über das Gefühl, und nicht das Gefühl selber, entdecken. Eine ewige feindselige Kluft ist zwischen dem fühlenden Herzen und den Untersuchungen des Forschens befestigt, und jenes ist ein selbstständiges verschlossenes göttliches Wesen, das von der Vernunft nicht aufgeschlossen und gelöst werden kann. — Wie jedes einzelne Kunstwerk nur durch dasselbe Gefühl, von dem es hervorgebracht ward, erfaßt und innerlich ergriffen werden kann, so kann auch das Gefühl überhaupt nur vom Gefühl erfaßt und ergriffen werden: — gerade so, wie, nach der Lehre der Mahler, jede einzelne Farbe nur vom gleichgefärbten Lichte beleuchtet ihr wahres Wesen zu erkennen giebt. — Wer die schönsten und göttlichsten Dinge im Reiche des Geistes mit seinem Warum? und dem ewigen Forschen nach Zweck und Ursache unter-

gräbt, der kümmert sich eigentlich nicht um die Schönheit und Göttlichkeit der Dinge selbst, sondern um die Begriffe, als die Gränzen und Hülsen der Dinge, womit er seine Algebra anstellt. — Wen aber, — dreist zu reden, — von Kindheit an, der Zug seines Herzens durch das Meer der Gedanken, pfeilgrade wie einen kühnen Schwimmer, auf das Zauberschloß der Kunst allmächtig hinreißt, der schlägt die Gedanken wie störende Wellen muthig von seiner Brust, und dringt hinein in das innerste Heiligthum, und ist sich mächtig bewußt der Geheimnisse, die auf ihn einstürmen. —

Und so erkühn' ich mich denn, aus meinem Innersten den wahren Sinn der Tonkunst auszusprechen, und sage:

Wenn alle die inneren Schwingungen unsrer Herzensfibern, — die zitternden der Freude, die stürmenden des Entzückens, die

hochklopfenden Pulse verzehrender Anbetung, — wenn alle die Sprache der Worte, als das Grab der innern Herzenswuth, mit einem Ausruf zersprengen: — dann gehen sie unter fremdem Himmel, in den Schwingungen holdseliger Harfensaiten, wie in einem jenseitigen Leben in verklärter Schönheit hervor, und feyern als Engelgestalten ihre Auferstehung. —

Hundert und hundert Tonwerke reden Fröhlichkeit und Lust, aber in jedem singt ein andrer Genius, und einer jeden der Melodieen zittern andre Fibern unsres Herzens entgegen. — Was wollen sie, die zaghaften und zweifelnden Vernünftler, die jedes der hundert und hundert Tonstücke in Worten erklärt verlangen, und sich nicht darin finden können, daß nicht jedes eine nennbare Bedeutung hat, wie ein Gemählde? Streben sie die reichere Sprache nach der ärmern

abzu-

abzumessen, und in Worte aufzulösen, was Worte verachtet? Oder haben sie nie ohne Worte empfunden? Haben sie ihr hohles Herz nur mit Beschreibungen von Gefühlen ausgefüllt? Haben sie niemals im Innern wahrgenommen das stumme Singen, den vermummten Tanz der unsichtbaren Geister? oder glauben sie nicht an die Mährchen? —

Ein fließender Strom soll mir zum Bilde dienen. Keine menschliche Kunst vermag das Fließen eines mannigfaltigen Stroms, nach allen den tausend einzelnen, glatten und bergigten, stürzenden und schäumenden Wellen, mit Worten für's Auge hinzuzeichnen, — die Sprache kann die Veränderungen nur dürftig zählen und nennen, nicht die an einanderhängenden Verwandlungen der Tropfen uns sichtbar vorbilden. Und eben so ist es mit dem geheimnißvollen Strome in den Tiefen des menschlichen Gemüthes be-

schaffen. Die Sprache zählt und nennt und beschreibt seine Verwandlungen, in fremdem Stoff; — die Tonkunst strömt ihn uns selber vor. Sie greift beherzt in die geheimnißvolle Harfe, schlägt in der dunkeln Welt bestimmte, dunkle Wunderzeichen in bestimmter Folge an, — und die Saiten unsres Herzens erklingen, und wir verstehen ihren Klang.

In dem Spiegel der Töne lernt das menschliche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernen; sie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüths träumenden Geistern, lebendes Bewußtseyn, und bereichern mit ganz neuen zauberischen Geistern des Gefühls unser Inneres.

Und alle die tönenden Affekten werden von dem trocknen wissenschaftlichen Zahlensystem, wie von den seltsamen wunderkräf-

tigen Beschwörungsformeln eines alten furchtbaren Zauberers, regiert und gelenkt. Ja, das System bringt, auf merkwürdige Weise, manche wunderbar neue Wendungen und Verwandlungen der Empfindungen hervor, wobey das Gemüth über sein eignes Wesen erstaunt, — so wie etwa die Sprache der Worte manchmal von den Ausdrücken und Zeichen der Gedanken neue Gedanken zurückstrahlt, und die Tänze der Vernunft in ihren Wendungen lenkt und beherrscht. —

Keine Kunst schildert die Empfindungen auf eine so künstliche, kühne, so dichterische, und eben darum für kalte Gemüther so erzwungene Weise. Das Verdichten der im wirklichen Leben verloren herumirrenden Gefühle in mannichfaltige feste Massen, ist das Wesen aller Dichtung; sie trennt das Vereinte, vereint fest das Getrennte, und in den engeren, schärferen Gränzen

ſchlagen höhere, empörtere Wellen. Und wo ſind die Gränzen und Sprünge ſchärfer, wo ſchlagen die Wellen höher als in der Tonkunſt?

Aber in dieſen Wellen ſtrömt recht eigentlich nur das reine, formloſe Weſen, der Gang und die Farbe, und auch vornehmlich der tauſendfältige Übergang der Empfindungen; die idealiſche, engelreine Kunſt weiß in ihrer Unſchuld weder den Urſprung, noch das Ziel ihrer Regungen, kennt nicht den Zuſammenhang ihrer Gefühle mit der wirklichen Welt.

Und dennoch empört ſie bey aller ihrer Unſchuld, durch den mächtigen Zauber ihrer ſinnlichen Kraft, alle die wunderbaren, wimmelnden Heerſchaaren der Phantaſie, die die Töne mit magiſchen Bildern bevölkern, und die formloſen Regungen in beſtimmte Geſtalten menſchlicher Affekten ver-

wandeln, welche wie gaukelnde Bilder eines magischen Blendwerks unsern Sinnen vorüberziehn.

Da sehen wir die hüpfende, tanzende, kurzathmende Fröhlichkeit, die jeden kleinen Tropfen ihres Daseyns zu einer geschlossenen Freude ausbildet.

Die sanfte, felsenfeste Zufriedenheit, die ihr ganzes Daseyn aus einer harmonischen, beschränkten Ansicht der Welt herausspinnt, auf alle Lagen des Lebens ihre frommen Überzeugungen anwendet, nie die Bewegung ändert, alles Rauhe glättet, und bey allen Übergängen die Farbe vertreibt.

Die männliche, jauchzende Freude, die bald das ganze Labyrinth der Töne in mannichfacher Richtung durchläuft, wie das pulsirende Blut warm und rasch die Adern durchströmt, — bald mit edlen Stolz, mit

Schwung und Schnellkraft sich wie im Triumph in die Höhen erhebt.

Das süße, sehnsüchtige Schmachten der Liebe, das ewig wechselnde Anschwillen und Hinschwinden der Sehnsucht, da die Seele aus dem zärtlichen Schleichen durch benachbarte Töne sich auf einmal mit sanfter Kühnheit in die Höhe schwingt und wieder sinkt, — aus einem unbefriedigten Streben sich mit wollüstigem Unmuth in ein andres windet, gern auf sanft-schmerzlichen Akkorden ausruht, ewig nach Auflösung strebt, und am Ende nur mit Thränen sich auflöst.

Der tiefe Schmerz, der bald sich wie in Ketten daherschleppt, bald abgebrochene Seufzer ächzt, bald sich in langen Klagen ergießt, alle Arten des Schmerzes durchirrt, sein eigenes Leiden liebend ausbildet, und in den trüben Wolken nur selten schwache Schimmer der Hoffnung erblickt.

Die muthwillige, entbundene fröhliche Laune, die wie ein Strudel ist, der alle ernsthaften Empfindungen scheitern macht, und im fröhlichen Wirbel mit ihren Bruchstücken spielt, — oder wie ein grotesker Dämon, der alle menschliche Erhabenheit und allen menschlichen Schmerz durch possenhafte Nachäffung verspottet, und gaukelnd sich selber nachäfft, — oder wie ein unstät schwebender luftiger Geist, der alle Pflanzen aus ihrem festen irrdischen Boden reißt und in die unendlichen Lüfte streut, und den ganzen Erdball verflüchtigen möchte.

Aber wer kann sie alle zählen und nennen, die luftigen Phantasieen, die die Töne wie wechselnde Schatten durch unsre Einbildung jagen?

Und doch kann ich's nicht lassen, noch den letzten höchsten Triumph der Instrumente zu preisen: ich meyne jene göttlichen großen

Symphoniestücke, (von inspirirten Geistern hervorgebracht,) worin nicht eine einzelne Empfindung gezeichnet, sondern eine ganze Welt, ein ganzes Drama menschlichen Affekten ausgeströmt ist. Ich will in allgemeinen Worten erzählen, was vor meinen Sinnen schwebt.

Mit leichter, spielender Freude steigt die tönende Seele aus ihrer Orakelhöhle hervor, — gleich der Unschuld der Kindheit, die einen lüsternen Vortanz des Lebens übt, die, ohne es zu wissen, über alle Welt hinwegscherzt, und nur auf ihre eigene innerliche Heiterkeit zurücklächelt. — Aber bald gewinnen die Bilder um sie her festern Bestand, sie versucht ihre Kraft an stärkeres Gefühl, sie wagt sich plötzlich mitten in die schäumenden Fluthen zu stürzen, schmiegt sich durch alle Höhen und Tiefen, und rollt alle Gefühle mit muthigem Entzücken hin-

auf und hinab. — Doch wehe! sie dringt verwegen in wildere Labyrinthe, sie sucht mit kühn-erzwungener Frechheit die Schrekken des Trübsinns, die bittern Quaalen des Schmerzes auf, um den Durst ihrer Lebenskraft zu sättigen, und mit einem Trompetenstoße brechen alle furchtbaren Schrecken der Welt, alle die Kriegsschaaren des Unglücks von allen Seiten mächtig wie ein Wolkenbruch herein, und wälzen sich in verzerrten Gestalten fürchterlich, schauerlich wie ein lebendig gewordenes Gebirge über einander. Mitten in den Wirbeln der Verzweiflung will die Seele sich muthig erheben, und sich stolze Seligkeit ertrotzen, — und wird immer überwältigt von den fürchterlichen Heeren. — Auf einmal zerbricht die tollkühne Kraft, die Schreckengestalten sind furchtbar verschwunden, — die frühe, ferne Unschuld tritt in schmerzlicher Erinnerung, wie ein

verschleyertes Kind, wehmüthig hüpfend hervor, und ruft vergebens zurück, — die Phantasie wälzt mancherley Bilder, zerstückt wie im Fiebertraum, durch einander, — und mit ein paar leisen Seufzern zerspringt die ganze lauttönende lebenvolle Welt, gleich einer glänzenden Lufterscheinung, in's unsichtbare Nichts.

Dann, wenn ich in finsterer Stille noch lange horchend da sitze, dann ist mir, als hätt' ich ein Traumgesicht gehabt von allen mannigfaltigen menschlichen Affekten, wie sie, gestaltlos, zu eigner Lust, einen seltsamen, ja fast wahnsinnigen pantomimischen Tanz zusammen feyern, wie sie mit einer furchtbaren Willkühr, gleich den unbekannten, räthselhaften Zaubergöttinnen des Schicksals, frech und frevelhaft durch einander tanzen.

Jene wahnsinnige Willkühr, womit in

der Seele des Menschen Freude und Schmerz, Natur und Erzwungenheit, Unschuld und Wildheit, Scherz und Schauder sich befreundet und oft plötzlich die Hände bieten: — welche Kunst führt auf ihrer Bühne jene Seelenmysterien mit so dunkler, geheimnißreicher, ergreifender Bedeutsamkeit auf? —

Ja, jeden Augenblick schwankt unser Herz bey denselben Tönen, ob die tönende Seele kühn alle Eitelkeiten der Welt verachtet, und mit edlem Stolz zum Himmel hinaufstrebt, — oder ob sie alle Himmel und Götter verachtet, und mit frechem Streben nur einer einzigen irrdischen Seligkeit entgegendringt. Und eben diese frevelhafte Unschuld, diese furchtbare, orakelmäßig-zweydeutige Dunkelheit, macht die Tonkunst recht eigentlich zu einer Gottheit für menschliche Herzen. — —

Aber was ſtreb' ich Thörichter, die Worte zu Tönen zu zerſchmelzen? Es iſt immer nicht, wie ich's fühle. Kommt ihr Töne, ziehet daher und errettet mich aus dieſem ſchmerzlichen irrdiſchen Streben nach Worten, wickelt mich ein mit Euren tauſendfachen Strahlen in Eure glänzende Wolken, und hebt mich hinauf in die alte Umarmung des alliebenden Himmels!

VI.

Ein Brief Joseph Berglingers.

Ach! mein innigst geliebter, mein ehrwürdiger Pater! ich schreibe Euch diesmal mit einem hochbetrübten Gemüth, und in der Angst einer zweifelvollen Stunde, wie sie mich, wie Ihr wohl wißt, schon öfter angefallen hat, und jetzt nicht von mir lassen will. Mein Herz ist von einem schmerzhaften Krampfe zusammengezogen, meine Phantasieen zittern zerrüttet durch einander, und alle meine Gefühle zerrinnen in Thränen. Meine lüsternen Kunstfreuden sind tief im Keime vergiftet; ich gehe mit siecher Seele umher, und von Zeit zu Zeit ergießt sich das Gift durch meine Adern.

Was bin ich? Was soll ich, was thu' ich auf der Welt? Was für ein böser Ge-

nius hat mich so von allen Menschen weit weg verschlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten soll? daß meinem Auge ganz der Maaßstab fehlt, für die Welt, für das Leben und das menschliche Gemüth? daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch über die andern Menschen hinausgehoben werde, bald tief in den tiefsten Abgrund hinuntergestürzt? —

Aus dem festesten Grunde meiner Seele preßt sich der Ausruf hervor: Es ist ein so göttlich Streben des Menschen, zu schaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verschlungen wird, — was, unabhängig von der Welt, in eignem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines wieder treibt. Keine Flamme des menschlichen Busens steigt höher und gerader zum

Himmel auf, als die Kunst! Kein Wesen verdichtet so die Geistes- und Herzenskraft des Menschen in sich selber, und macht ihn so zum selbstständigen menschlichen Gott!

Aber ach! wenn ich auf dieser verwegenen Höhe stehe, und mein böser Geist mich mit übermüthigem Stolz auf mein Kunstgefühl und mit frecher Erhebung über andre Menschen heimsucht, — dann, dann öffnen sich auf einmal, rings um mich her, auf allen Seiten, so gefährliche, schlüpfrige Abgründe, — alle die heiligen, hohen Bilder springen ab von meiner Kunst, und flüchten sich in die Welt der andern, bessern Menschen zurück, — und ich liege hingestreckt, verstoßen, und komme mir im Dienste meiner Göttin, — ich weiß nicht wie, — wie ein thörichter, eitler Götzendiener vor.

Die Kunst ist eine verführerische, verbotene Frucht; wer einmal ihren innersten,

süßesten Saft geschmeckt hat, der ist unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in seinen selbsteignen Genuß hinein, und seine Hand verliert ganz die Kraft, sich einem Nebenmenschen wirkend entgegenzustrecken. — Die Kunst ist ein täuschender, trüglicher Aberglaube; wir meynen in ihr die letzte, innerste Menschheit selbst vor uns zu haben, und doch schiebt sie uns immer nur ein schönes Werk des Menschen unter, worin alle die eigensüchtigen, sich selber genügenden Gedanken und Empfindungen abgesetzt sind, die in der thätigen Welt unfruchtbar und unwirksam bleiben. Und ich Blöder achte dies Werk höher, als den Menschen selber, den Gott gemacht hat.

Es ist entsetzlich, wenn ich's bedenke! Das ganze Leben hindurch sitz' ich nun da, ein lüsterner Einsiedler, und sauge täglich

nur

nur innerlich an schönen Harmonieen, und strebe den letzten Leckerbissen der Schönheit und Süßigkeit herauszukosten. — Und wenn ich nun die Botschaften höre: wie unermüdet sich dicht um mich her die Geschichte der Menschenwelt mit tausend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, — wie da ein rastloses Wirken der Menschen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen That in dem gedrängten Gewühl, die Folgen, gut und böse, wie große Gespenster nachtreten, — ach! und dann, das Erschütterndste, — wie die erfindungsreichen Heerschaaren des Elends dicht um mich herum, Tausende mit tausend verschiedenen Quaalen in Krankheit, in Kummer und Noth, zerpeinigen, wie, auch außer den entsetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wüthet, und jeder Sekundenschlag ein scharfes Schwerdt

ist, das hier und dort blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tausend Wesen erbarmenswürdig um Hülfe schreyen! — — Und mitten in diesem Getümmel bleib' ich ruhig sitzen, wie ein Kind auf seinem Kinderstuhle, und blase Tonstücke wie Seifenblasen in die Luft: — obwohl mein Leben eben so ernsthaft mit dem Tode schließt.

Ach! diese unbarmherzigen Gefühle schleifen mein Gemüth durch eine verzweiflungsvolle Angst, und ich vergehe vor bitterer Schaam vor mir selbst. Ich fühl', ich fühl' es bitterlich, daß ich nicht verstehe, nicht vermag, ein wohlthätiges, Gott gefälliges Leben zu führen, — daß Menschen, die sehr unedel von der Kunst denken, und ihre besten Werke verachtend mit Füßen treten, unendlich mehr Gutes wirken, und gottgefälliger leben als ich!

In solcher Angst begreif' ich es, wie

jenen frommen ascetischen Märtyrern zu Muthe war, die, von dem Anblicke der unsäglichen Leiden der Welt zerknirscht, wie verzweifelnde Kinder, ihren Körper lebenslang den ausgesuchtesten Kasteyungen und Pönitenzen preisgaben, um nur mit dem fürchterlichen Übermaaße der leidenden Welt in's Gleichgewicht zu kommen.

Und wenn mir nun der Anblick des Jammers in den Weg tritt, und Hülfe fordert, wenn leidende Menschen, Väter, Mütter und Kinder, dicht vor mir stehen, die zusammen weinen und die Hände ringen, und heftiglich schreyen vor Schmerz, — das sind freylich keine lüsternen schönen Akkorde, das ist nicht der schöne, wollüstige Scherz der Musik, das sind herzzerreißende Töne, und das verweichlichte Künstlergemüth geräth in Angst, weiß nicht zu antworten, schämt sich zu fliehn, und hat zu retten keine Kraft.

Er quält sich mit Mitleid, — er betrachtet unwillkührlich die ganze Gruppe als ein lebendig gewordenes Werk seiner Phantasie, und kann's nicht lassen, wenn er sich auch in demselben Momente vor sich selber schämt, aus dem elenden Jammer irgend etwas Schönes und kunstartigen Stoff herauszuzwingen.

Das ist das tödtliche Gift, was im unschuldigen Keime des Kunstgefühls innerlich verborgen liegt. — Das ist's, daß die Kunst die menschlichen Gefühle, die fest auf der Seele gewachsen sind, verwegen aus den heiligsten Tiefen dem mütterlichen Boden entreißt, und mit den entrissenen, künstlich zugerichteten Gefühlen frevelhaften Handel und Gewerbe treibt, und die ursprüngliche Natur des Menschen frevelhaft verscherzt. Das ist's, daß der Künstler ein Schauspieler wird, der jedes Leben als Rolle betrachtet, der seine Bühne für die ächte Muster- und Normal-

welt, für den dichten Kern der Welt, und das gemeine wirkliche Leben nur für eine elende, zusammengeflickte Nachahmung, für die schlechte umschließende Schaale ansieht. —

Was hilft's aber, wenn ich mitten in diesen entsetzlichen Zweifeln an der Kunst und an mir selber krank liege, — und es erhebt sich eine herrliche Musik, — ha! da flüchten alle diese Gedanken im Tumulte davon, da hebt das lüsterne Ziehen der Sehnsucht sein altes Spiel wieder an; da ruft und ruft es unwiderstehlich zurück, und die ganze kindische Seligkeit thut sich von neuem vor meinen Augen auf. Ich erschrecke, wenn ich bedenke, zu welchen tollen Gedanken mich die frevelhaften Töne hinschleudern können, mit ihren lockenden Syrenenstimmen, und mit ihrem tobenden Rauschen und Trompetenklang. —

Ich komme ewig mit mir selber nicht

auf feſtes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln ſich unaufhörlich, und ich ſchwindle, wenn ich Anfang und Ende und beſtimmte Ruhe erſtreben will. Schon manchesmal hat mein Herz dieſen Krampf gehabt, und er hat ſich willkührlich, wie er kam, wieder gelöſ't, und es war am Ende nichts als eine Ausweichung meiner Seele in eine ſchmerzliche Molltonart, die am gehörigen Orte ſtand.

So ſpott' ich über mich ſelbſt, — und auch dies Spotten iſt nur elendes Spielwerk.

Ein Unglück iſt's, daß der Menſch, der in Kunſtgefühl ganz zerſchmolzen iſt, die Vernunft und Weltweisheit, die dem Menſchen ſo feſten Frieden geben ſoll, ſo tief verachtet, und ſich ſogar nicht hineinfinden kann. Der Weltweiſe betrachtet ſeine Seele wie ein ſyſtematiſches Buch, und findet Anfang und Ende, und Wahrheit und Un-

wahrheit getrennt in bestimmten Worten. Der Künstler betrachtet sie wie ein Gemählde oder Tonstück, kennt keine feste Überzeugung, und findet alles schön, was an gehörigem Orte steht.

Es ist, als wenn die Schöpfung alle Menschen, so wie die vierfüßigen Thiere oder Vögel, in bestimmte Geschlechter und Klassen der geistigen Naturgeschichte gefangen hielte; jeder sieht alles aus seinem Kerker, und keiner kann aus seinem Geschlechte heraus. —

Und so wird meine Seele wohl lebenslang der schwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen.

VII.

Unmusikalische Toleranz.

Wenn man die Erde, mit ihren mannichfaltigen Menschen und Begebenheiten, als einen großen Schauplatz betrachtet, auf dem so Kummer als Glück, Trübsal und Freude, das Erhabenste wie das Gemeinste, wie nothwendige Bedingungen eines zusammengesetzten Schauspiels, wie einzelne Personen nach und nach auftreten, wieder verschwinden und von neuem erscheinen: so erschrecken wir oft vor dem ewigen Zusammenhange, indem wir nicht wissen, welcher Theil uns noch zufallen dürfte, wie viele Thränen und Thorheiten, wie viel verscherztes Glück und welche unerwartete Leiden in unsrer Rolle abzuspielen sind. Oft befängt uns dann eine taube Gleichgültigkeit, und im

Wirrwarr aller disharmonirenden Töne verloren, deren Ordnung wir nicht fassen und finden können, wünschen wir zu vergehn, wir zittern vor der Zukunft, und unerquicklich ist die Vergangenheit; der liebliche Strom, der sonst so leicht und frisch alles in Lebensregung und Bewegung setzt, steht ruhend still, und Bäume, Felsen und Wolken schauen schwarz herab, und spiegeln sich in dunkler Einsamkeit verworren und verdüstert ab.

Dann kommen alle Leiden wieder, und klopfen mit ungestümer Gewalt an unser verzagtes Herz; alles, was uns nur jemals ängstigte, erscheint in vergrößerter Gestalt in dieser trüben Dämmerung, wir stehn verloren und vergessen weit zurück, und Freundschaft, Liebe, Hoffnung, ziehen auf einer fernen Bahn vor uns vorüber. In diesen trüben Stunden werden wir von der Nich-

tigkeit des Glücks, von der Vergänglichkeit alles deſſen, was wir unſer nennen, ſo innigſt beängſtigt, ſo von der Zeit und der wüſten, furchtbaren Vernichtung von allen Seiten bedrängt und um und um gequält, daß wir mit ſchmerzhafter Verzweiflung ausrufen: Was iſt die Welt und dieſes Leben? Unſre Freuden ſind nur größere Schmerzen, denn ſie vergehn wie jede Trauer, was wir heute unſer nennen und ſo gern für unſre Seele halten, iſt morgen vergeſſen oder verachtet; worauf wir heute hoffen, ſteht morgen in einer ſchaalen Unbedeutenheit als Gegenwart vor uns, und wird kaum bemerkt! Wozu alſo der Thränen, wozu der begeiſterten Wonnelieder? Die kalte, ſtille Hand der Zeit ſänftigt alles, ſie ebnet alle Wellen, ſie ſtreicht die Rechnung durch, und hebt den Unterſchied zwiſchen Glück und Übel; ſo haben wir's erfahren, und wir

können wissen, daß es immer so seyn wird, darum wollen wir bey allen Vorfällen ruhig bleiben, denn wozu die Thränen, das Entzücken, von denen ich vorher weiß, daß sie nur eine Minute dauern können?

So fügt sich's leicht, daß wir im Leben schon das Leben entgeistern, und gefühllos den Strom der Zeit hinunterfahren, den empfindungslosen Gegenständen ähnlich, die die Ufer umgeben; und damit glauben wir dann schon recht viel gewonnen zu haben, wir halten uns darin für besser, wie viele andre Menschen, die leicht und frisch ihr Schicksal tragen, sich nur selten der Vergangenheit erinnern, und keine Zukunft fürchten.

Dergleichen Gemüthsart, die von Vielen für erhaben ausgegeben wird, ist auf keine Weise zu billigen. Sie erlahmt alle unsre Kräfte, sie macht uns zu lebendigen Leichnamen.

Aus dieser Verworrenheit erlöst uns, wie mit einem allmächtigen Zauberstabe, die Kunst. Sie führt uns in ein Land, in dem die Lichtstrahlen allenthalben die lieblichste Ordnung verbreiten, diese spielenden Strahlen ergreifen auch unser Herz, und beleben es mit neuer Kraft, wir fühlen uns und unsern Werth in neuer Lebendigkeit, alle die versiegten Brunnen des Trostes und der Freude ergießen sich wieder und rauschen erquickend über unsern Lebenslauf dahin, und die Gegenwart verwandelt sich in eine einzige große Blume, aus deren Kelch uns himmlischer Duft entgegensteigt. Denn das arme dürstende Herz wird durch nichts in dieser Welt so gesättigt, als mit dem Genusse der Kunst, der feinsten Art, sich selber zu fühlen und zu verstehn. Im klarsten und wohlgefälligsten Bilde steht dann die Menschheit vor sich selber, sie erkennt sich,

aber mit Lächeln und Freude, sie glaubt etwas Fremdes zu umarmen und an sich zu schließen, und bemerkt und fühlt sich selber.

Dann lieben wir das Leben wieder, und dulden mit großer Gelassenheit alle seine Schwächen. Unser reiches Herz bedauert und bemitleidet die Armen, die uns umgeben, aber kein dürrer, harter Haß verfolgt sie mehr.

Welche Worte aber soll ich fassen und ergreifen, um die Kraft kund zu machen, die die himmlische Musik mit ihren vollen Tönen, mit ihren liebreizenden Anklängen über unser Herz erzeigt? Sie tritt unmittelbar mit ihrer Engelsgegenwart in die Seele, und haucht himmlischen Othem aus. O, wie stürzen, wie fließen im Augenblick alle Erinnerungen aller Seligkeiten in den einen Moment zurück, wie breiten sich dem Gaste alle edlen Gefühle, alle großen Ge-

sinnungen entgegen! Wie schnell, gleich zauberhaften Saamenkörnern, schlagen die Töne in uns Wurzeln, und nun treibt's und drängt's mit unsichtbaren Feuerkräften, und im Augenblick rauscht ein Hain mit tausend wunderbaren Blumen, mit unbegreiflich seltsamen Farben empor, unsre Kindheit und eine noch frühere Vergangenheit spielen und scherzen auf den Blättern und in den Wipfeln. Da werden die Blumen erregt und schreiten durch einander, Farbe funkelt an Farbe, Glanz erglänzt auf Glanz, und all' das Licht, der Funkelschein, der Strahlenregen lockt neuen Glanz und neue Strahlen hervor. In den innersten Tiefen in Wollust aufgelöst, in ein Etwas zerronnen und verwandelt, für das wir keine Worte und keine Gedanken haben, das selbst in sich ein Alles, ein höchst beseligendes Gefühl ist, o, wer vermöchte da noch auf die Dürftigkeiten

des Lebens einen Rückblick zu werfen, wer schiede nicht gern und folgte dem Strome, der uns mit sanfter, unwiderstehlicher Gewalt jenseits, jenseits hinüberführt?

Was ist es denn, das mehr als die Gesetze, als die Vernunft und alle Philosophie, so mächtiglich in uns hineinredet? Wie ist die Kraft zu beschreiben, die wie aus vielen Strahlen eines Brennspiegels alle Kraft wie auf einen Punkt vereinigt, und so das Wunderbarste möglich macht? Aller Kampf der streitenden Kräfte, alle widerwärtigen Leidenschaften, sie sind besiegt und zur Ruhe geführt, ein tobendes Meer, mit allem Sturmwinde, das kein gebietender Poseidon herrschend schweigt, das der leyerkundige Musengott Phöbus mit dem sanften Anglanz seiner Musenkunst bis auf den tiefsten Grund hinab, in unbegreifliche Beruhigung singt.

Die Musik erregt mächtig in unsrer

Bruſt die Liebe zu den Menſchen und zur Welt, ſie verſöhnt uns mit unſern Feinden, wir dulden auch die Schlimmſten gern, und unſer jauchzendes Herz hört nur den Triumphgeſang ſeiner eignen Vergötterung, und unter dem Triumphe nicht die Klagen, das Schelten, den Neid, die jämmerliche Sprache ſo mancher erdgebohrnen Creaturen.

Hier iſt der Punkt, auf dem der größte und edelſte Menſch, möcht' ich doch beynahe ſagen, aus zu großem Edelmuthe fehlt, und ſo fällt, daß er ſich durch lange Zeiten mit der Erinnerung daran innerlichſt kränken kann. Hier iſt es, wo es mir deutlich wird, wie die eigentliche Größe auch muß klein und ſchwach ſeyn können, wie der höchſte Edelmuth zu allen ſeinen übrigen Aufopferungen auch noch die hinzufügen muß, ſich ſelbſt verläugnen zu können.

Denn in dieſen ſchönen Minuten, in

denen

denen wir nur eine Welt von Glanz wahrnehmen, in denen unser Herz so gern die größten Beleidigungen vergiebt, ja in denen es mit lächelnder Wehmuth und Hingebung das schwerste Schicksal aufnehmen würde, in diesen Augenblicken, wenn die Stimme des gemeinen Lebens in unsre Entzückungen hineinspricht, wenn wir die kleine Bedürftigkeit wahrnehmen, wenn dann Menschen, die unsre Wollust nicht theilen, und nicht wissen, daß sie uns in dieser Stunde beherrscht, auf uns zutreten, so übermeistert uns oft eine plötzliche Ungeduld, ein jäher Zorn durchschneidet alle Wellen des musikalischen Meeres, wir sind heftiger und unbilliger, als wenn uns nur im gewöhnlichen Laufe der Dinge, im gemeinen Leben diese Gestalten beunruhigt hätten, und durch keine Kunst unser Herz erhoben wäre. Wir sinken leider in diesen Momenten unter die

gemeinsten Wesen hinab, eben weil wir uns zu erhaben fühlten; oft demüthigt uns nachher die Erinnerung, und Viele ergeben sich darum ungern dem Rausche, weil sie sich vor sich selber schämen.

Andre verlangen, daß man alle Vorfälle des Lebens, alle schönen und zarten, widrigen und zerreißenden Gefühle in einen Kranz von Blumen und Unkraut flechten soll, von diesem die giftige Spitze abbrechen, und von jenen die glänzendsten Blätter ausreißen. Sie meynen im Herzen immerwährend die lieblichen Schwingungen aufzubewahren, und immer vom inwendigen musikalischen Genius geschützt zu werden. So wollen sie ihr ganzes Leben in einen tönenden, leise fortfließenden Gesang verwandeln. Diese leben in einer ewigen Obhut über sich selber, sie bewahren ihr Herz vor jeder Aufwallung des Schmerzes als der Entzückung,

ſie laſſen niemals, wie Geiſterbeſchwörer, die Geiſter der Leidenſchaft in den Kreis hineintreten, den ſie um ſich gezogen haben. Dabey aber verlieren ſie die wahre Lebenskraft, ihr Herz zerarbeitet ſich in einer ewigen Zerknirſchung, ſie ſind am Ende der großen Eindrücke gänzlich unfähig. Sie brächten ſich gern die Anſicht der Ewigkeit des Himmels, der Vergänglichkeit aller irrdiſchen Güter klar vor den Sinnen, um deſto gemächlicher auf ihrer Bahn fortzuſchreiten: der Hymnus, den ſie anſtimmten, ſinkt in immer langſamere Töne hinunter, und wird ein ſchmachtender, furchtſam ſchwebender Choralgeſang. Eine andre, weit verderblichere und kleinlichere Leidenſchaft ſetzt ſich in dem verſtimmten Herzen feſt, die gemeine Freude, alles mit dieſen Waffen überwinden zu können, und ſich über die übrigen Menſchen erheben zu dürfen. Sie ſättigen ſich

an dieſem Eigennutze, und ſtatt zur höhern Menſchenliebe geführt zu werden, wie ſie anfangs wähnten, verachten ſie die Menſchen nur um ſo eigenſinniger.

Es iſt nicht zu ändern, daß die Welt ſich nicht widerſprechen ſollte, ſo wie es auch alle Gefühle in uns thun: du vermagſt nie ein übereinſtimmendes Concert aus den disharmonirenden Tönen zu bilden. Groß und edel iſt der Menſch, wenn er den Widerſpruch in jedem Augenblicke fühlt, und doch durch ihn in keinem Augenblicke beleidigt wird: wenn er gern und willig alles in ſeinem Buſen aufnimmt, und ſich doch ſeiner Kräfte nicht überhebt, dann wird er ſich und die Eintracht in ſeinem Buſen niemals verletzen; er wird es gern dulden, daß die äußere muſikaliſche Welt mit allen ihren verworrenen Tönen in ſeine harmoniſche Fülle hineinſchreye, ihm wird immer das Gefühl

gegenwärtig bleiben, daß es nothwendig so seyn müsse, und darum auch so gewißlich gut sey.

Aber wozu nützt es, daß ich diese Gedanken niederschreibe, die mich gerade jetzt beherrschen? Werden diejenigen, die dies lesen, darum milder werden? Ja, werden sich diese Vorstellungen nicht auch bey mir wieder verlöschen, und ich bey nächster Gelegenheit dagegen sündigen?

Wahrscheinlich, — ja, ich möchte wohl sagen: gewiß!

Das ist aber das Betrübte bey allem, was wir vornehmen und thun.

Doch, auch das ist nothwendig, und darum will ich mich gern zufrieden und zur Ruhe geben.

Stelle Dich zufrieden, bedrängte Seele. Irgend einmal müssen auf irgend eine Art

alle Widersprüche gelöst werden: — und dann wirst Du wahrscheinlich finden, daß es gar keine Widersprüche gab.

VIII.

Die Töne.

Es geschieht oft, daß die Menschen über Alltäglichkeit ihres Lebenslaufs klagen, daß sie jeden Zeitvertreib erhaschen, um die drükkende Zeit zu verkürzen. Alle fühlen einen Hang nach dem Wunderbaren in ihrem Busen, und fast alle klagen, daß so gar nichts Wunderbares vor ihren Augen geschehe: daher die unersättliche Neugier, die wilde, ungezähmte Begier, etwas Unerhörtes zu hören, etwas Niegesehenes zu sehn. Eigentlich gleicht jeder Mensch mehr oder weniger dem Bilde des Tantalus in der Unterwelt. Wie treibt es, wie spornt es ihn an, — und wie erhält er so gar nichts! — Über diese unselige Leidenschaft spottet da-

her auch der Prediger Salomo mit seinem erhabenen Gemüthe:

»Das Auge siehet sich nimmer satt, und »das Ohr höret sich nimmer satt. Was »ist's, das geschehen ist? Eben das her»nach geschehen wird. Was ist's, das »man gethan hat? Eben das man her»nach wieder thun wird. Und geschieht »nichts Neues unter der Sonnen. Ge»schieht auch etwas, davon man sagen »möchte: Siehe, das ist neu? dann ist »es vor auch geschehen, in vorigen Zei»ten, die vor uns gewesen sind.« —

So wandelt sie, im ewig gleichen Kreise
Die Zeit nach ihrer alten Weise,
Auf ihrem Wege taub und blind,
Das unbefangne Menschenkind
Erwartet stets vom nächsten Augenblick
Ein unverhofftes seltsam neues Glück.
Die Sonne geht und kehret wieder,
Kömmt Mond und sinkt die Nacht hernieder,

Die Stunden die Wochen abwärts leiten,
Die Wochen bringen die Jahreszeiten.
Von außen nichts sich je erneut,
In Dir trägst Du die wechselnde Zeit,
In Dir nur Glück und Begebenheit.

Diese Betrachtungen habe ich schon oft angestellt, wenn ich die Menschen ansah, wie sie sich abarbeiteten, und immer des Ziels verfehlten, weil sie es zu sehr außer sich suchten. Wie wenigen ist es verliehen, die Wunder zu verstehn und zu fühlen, die sich wirklich und wahrhaftig ereignen und immer wieder erneuern! So gehört unstreitig die Musik, die Kunst der Töne, die Wirkung, die in uns durch sie erregt wird, zu den erstaunenswürdigsten Sachen, ja, ich möchte fast sagen, sie sey das Allerunbegreiflichste, das wunderbar-Seltsamste, das geheimnißvollste Räthsel, das sich in unsichtbaren Kreisen, und doch mit funkelndem Glanz, allgegen-

wärtig und nicht zu sagen wie? um uns her bewegt, uns und unser Gemüth, unsre schönsten Empfindungen, unser süßestes Glück wie ein herrlicher Rahmen einfaßt und schmückt. Wie man sich den Weltgeist in der ganzen Natur allgegenwärtig denken kann, jeden Gegenstand als Zeugen und Bürgen seiner Freundesnähe, so ist Musik wie Bürge, Seelenton einer Sprache, die die Himmelsgeister reden, die die Allmacht unbegreiflich in Erz und Holz und Saiten hineingelegt hat, daß wir hier den verborgenen Funken des Klanges suchen und herausschlagen. Die Kunstmeister offenbaren und verkündigen ihren Geist nun auf die geheimnißvollste Weise auf diesen Instrumenten, ohne daß sie es wissen redet die klingende, beseelte Instrumentenwelt die alte Sprache, die unser Geist auch ehemals verstand und künftig sich wieder darin einler-

nen wird, und nun horcht unsre ganze innigste Seele, mit allen Erinnerungen, mit allen Lebenskräften darauf hin, sie weiß recht gut, was es ist, das dort in holdseligster Anmuth ihr entgegenkömmt, aber irrdisch und körperlich befangen, sucht sie mit Gedanken und Worten, mit diesen gröberen Organen, diese feineren, reineren Gedanken aufzubewahren und festzuhalten, und auf diese Weise kann es ihr freylich nicht gelingen.

Siehst Du nicht in Tönen Funken glimmen?
Ja, es sind die süßen Engelstimmen,
In Form, Gestalt, wohin Dein Auge sah,
In Farbenglanz ist Dir der Ew'ge nah,
Doch wie ein Räthsel steht er vor Dir da.
Er ist so nah' und wieder weit zurück,
Du siehst, ergreifst, dann fliehst er Deinem Blick,
Dem körperschweren Blick kann's nicht gelingen
Sich an den Unsichtbaren hinzudrängen.
Entfernter noch, um mehr gesucht zu seyn,

Verbarg er in die Töne sich hinein;
Doch freut es ihn, sich freyer dort zu regen,
Bestimmt're Lieb' kömmt Dir von dort entgegen.
Das war ich ehmals, ach! ich fühl' es tief,
Eh' noch mein Geist in diesem Körper schlief. —

Wie wunderbar, wenn man sich vorstellt, man höre Musik zum erstenmale! — Aber Niemand hört sie mit diesem Gefühl, sie ist auch nur zum schnöden Zeitvertreibe herabgewürdigt: die Menschen haben sich an dies Wunderwerk gewöhnt, und darum fällt es keinem ein, zu erstaunen.

Aber was kann erstaunenswürdiger seyn, als daß durch des Menschen Kunst und Bemühung sich plötzlich in der Stille unsichtbare Geister erzeugen, die mit Wonne und Seligkeit unser Herz bestürmen und es erobern? Daß wenn wir gern unsern Blick vor der dürren Gegenwart verschließen, die uns manchmal wie die Mauern eines Ge-

fängnisses drängt und beengt, — sich dann ein neues Land, eine paradiesische Gegend über unsern Häuptern ausspannt, mit Blumen und herrlichen Bäumen und goldenen Springbrunnen? — Wie im stürmenden Ocean eine selige Insel; wie eine Abendröthe, die sich plötzlich zum dichten körperlichen Wesen zusammenzieht, uns auf ihren Wolken aufnimmt, uns aus der Nacht hier unten erlöst und uns mit den hellesten Strahlen umzingelt, und wir nun auf dem azurnen Boden wandeln und einheimisch sind, unsre Häuser im rothen Glanze finden, unsere Freunde in den lichten Wolken, alles, was uns so lieb und theuer war, in sichtbarlicher Gestalt uns entgegen lächelnd.

Das scheint mir eben das Große aller Kunst, absonderlich aber der Musik, zu seyn, daß all' ihr Beginnen so kindlich und kindisch ist, ihr Streben dem äußern Verstande

faſt thöricht, ſo daß ſie ſich ſchämt, es mit Worten auszudrücken, — und daß in dieſer Verſchämtheit, in dieſem Kinderſpiel, das Höchſte athmet und den Stoff regiert, was wir nur fühlen oder ahnden können.

Denn wer möchte von den ernſthaften Leuten nicht darüber lächeln, wenn es ihm begegnete, daß er als etwas noch nie Geſehenes, den Mechanikus darüber befräge, wie er die mancherley muſikaliſchen Inſtrumente zuſammenſetzt: — was würde der Taube zu den Handgriffen meynen, durch die der Tonkünſtler ſein Werk ſprechen läßt, und ihm auf ſo einfache und doch geheime Weiſe die innere Zunge löſ't? — Und was könnte endlich der große Kunſtmeiſter antworten, wenn es einem Gefühlloſen beyfiele, ihn in ſeiner Treuherzigkeit zu fragen, was er denn mit ſeinem tiefen Studium, mit ſeiner Begeiſterung ausrichten wolle?

Keiner, der nicht zu dem myst'schen Fest gelassen,
Kann den Sinn der dunkeln Kunst erfassen,
Keinem sprechen diese Geistertöne,
Keiner sieht den Glanz der schönsten Schöne,
Dem im innern Herzen nicht das Siegel brennt,
Welches ihn als Eingeweihten nennt,
Woran ihn der Tonkunst Geist erkennt.

Denn es ist zum Lächeln, zum Beweinen wehmüthig, und zur Anbetung erhaben, — daß unser Herz sich aus seiner irrdischen Sphäre hebt, daß alle unsre Gedanken in ein feineres, edleres Element gerathen, daß aller Kummer, alle Freude wie ein Schatten schwindet, — und Jammer und Glück, Entzücken und Thränen, alles in eins verwandelt und durch gegenseitigen Abglanz verschönt wird, so daß man in den Momenten dieses Genusses nichts mehr zu sagen weiß, nicht mehr trennt und sondert, wie unser Geist sonst immer nur zu gern thut, sondern wie von einem Meerstrudel

immer tiefer und tiefer hinuntergeführt, immer mehr der obern Welt entrückt wird. Und was iſt es, das uns ſo glücklich macht? — Ein Zuſammenklingen von Holz und Metall! —

Aber freylich haben jener ernſte Mann, der Taube und der Gefühlloſe nicht ſo ganz Unrecht, wenn wir ſehn, wie ſich die meiſten Leute dabey benehmen, wenn ſie das Werk eines großen Tonmeiſters zu genießen und zu beurtheilen meynen.

In der lebenden Natur begleitet Schall und Geräuſch unaufhörlich Farbe und Form. Die bildende und zeichnende Kunſt entlehnt immer von dort ihre Bildungen, wenn ſie ſie auch noch ſo ſehr verſchönt: ja, Abend- und Morgenroth, ſo wie Mondſchein, ſpielen in Farben und Wolken, die kein Mahler mit ſeinen Farben erreichen oder nachahmen kann; der Glanz, der in der Natur brennt, das Licht, mit dem die grüne Erde ſich ſchmückt, iſt der Mahlerkunſt unzugänglich.

Wie

Wie anders verhält es sich mit der Musik! Die schönsten Töne, die die Natur hervorbringt, ihren Vogelgesang, ihr Wasserrauschen, ihr Bergwiederhall und Waldbrausen, ja der majestätische Donner selbst, alle diese Klänge sind nur unverständlich und rauh, sprechen gleichsam nur im Schlafe, nur einzelne Laute, wenn wir sie gegen die Töne der Instrumente messen. Ja diese Töne, die die Kunst auf wunderbare Weise entdeckt hat, und sie auf den verschiedensten Wegen sucht, sind von einer durchaus verschiedenen Natur, sie ahmen nicht nach, sie verschönern nicht, sondern sie sind eine abgesonderte Welt für sich selbst.

Sie sind gleichsam ein neues Licht, eine neue Sonne, eine neue Erde, die im Licht auf unserer Erde entstanden ist. Jenseit der ersten Musik liegt eine rohe, unfreund-

liche Natur, auch im schönsten Lande, unter dem günstigsten Klima. Natur und Menschen sind wild: es fehlt das Element, das alles zur Freundlichkeit bezähmt. Ohne Musik ist die Erde wie ein wüstes, noch nicht fertiges Haus, in dem die Einwohner mangeln.

Darum fängt die früheste griechische und biblische Geschichte, ja die Geschichte einer jeden Nation, mit der Musik an. Die Musik ist Dichtkunst, der Dichter erfindet die Geschichte. Es ist dem menschlichen Geiste nicht möglich, vorher sich etwas Reizendes, Schönes, Lebensfülle vorzubilden.

Diese Gedanken führen mich darauf, hier einige Worte über die Töne an sich selber auszusprechen.

Jeder einzelne Ton eines besondern Instrumentes ist wie die Nüance einer Farbe,

und so wie jede Farbe eine Hauptfarbe hat, so hat auch jedes Instrument einen einzigen, ganz eigenthümlichen Ton, der es am meisten und besten ausdrückt. Es war eine unglückliche Idee, ein Farbenklavier zu bauen, und zu glauben, daß das kindische Spielwerk nur irgend eine angenehme Wirkung hervorbringen könne, gleich den mannichfaltigen Tönen eines Instrumentes. Es konnte nichts weiter erfolgen, als wenn auf mehreren Blas- oder Saiteninstrumenten hinter einander dieselben Töne angegeben würden; denn der Ton ist der Farbe, die Melodie und der Gang des komponirten Stückes der Zeichnung und Zusammensetzung zu vergleichen. Die Musiktöne gleichen oft einem feinen flüssigen Elemente, einem klaren, spiegelhellen Bache, wo das Auge sogar oft in den schimmernden Tönen wahrzunehmen glaubt, wie sich reizende, ätherische und er-

habene Gestalten eben zusammenfügen wollen, wie sie sich von unten auf emporarbeiten, und klarer und immer klarer in den fließenden Tönen werden. Aber die Musik hat eben daran ihre rechte Freude, daß sie nichts zur wahren Wirklichkeit gelangen läßt, denn mit einem hellen Klange zerspringt dann alles wieder, und neue Schöpfungen sind in der Zubereitung.

O, wie soll ich Dich genug preisen, Du himmlische Kunst! Ich fühle, daß hier Worte noch weniger wie bey allen übrigen Werken der Kunst genügen, ich möchte alle Bilderpracht, allen Stolz und kühnen Schwung der Sprache zusammenfassen, um recht vom Herzen loszusprechen, was mein innerstes Gefühl mir sagt.

Wie glücklich ist der Mensch, daß, wenn er nicht weiß, wohin er entfliehen, wo er sich retten soll, ein einziger Ton, ein Klang sich

ihm mit tausend Engelsarmen entgegenstreckt, ihn aufnimmt und in die Höhe trägt! Wenn wir von Freunden, von unsern Lieben entfernt sind, und durch den einsamen Wald in träger Unzufriedenheit dahin irren, dann erschallt aus der Ferne ein Horn, und schlägt nur wenige Akkorde an, und wir fühlen, wie auf den Tönen die fremde Sehnsucht uns auch nachgeeilt ist, wie alle die Seelen wieder zugegen sind, die wir vermißten und betrauerten. Die Töne sagen uns von ihnen, wir fühlen es innigst, wie auch sie uns vermissen, und wie es keine Trennung giebt.

Weht ein Ton vom Feld herüber
Grüß' ich immer einen Freund,
Spricht zu mir: was weinst Du Lieber?
Sieh, wie Sonn' die Liebe scheint:
Herz am Herzen stets vereint
Gehn die bösen Stunden über.

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles was sie will verschönen.
Drum ist ewig uns zugegen
Wenn Musik mit Klängen spricht
Ihr die Sprache nicht gebricht
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann sich nicht bewegen
Leihet sie den Othem nicht.

Ja, ich möchte noch mehr behaupten. Der Mensch ist gewöhnlich so stolz darauf, daß es ihm vergönnt ist, in Worte ein System zu fassen und auszuspinnen, daß er in der gewöhnlichen Sprache die Gedanken niederlegen kann, die ihm als die feinsten und kühnsten erscheinen. Aber was ist sein höchstes Bestreben? Sein höchster Triumph ist das, sich und seine selbstgeschaffenen Gedankenheere immer wieder von neuem zu besiegen, und als ein Wesen da zu stehn, das

sich durch keine äußere Gewalt, ja durch sich selbst keine Fesseln anlegen läßt. Denn der größere Mensch fühlt es zu gut, wie auch seine innersten Gedanken immer nur noch ein Organ sind, wie seine Vernunft und ihre Schlüsse immer noch unabhängig sind von dem Wesen, das er selbst ist, und dem er in seinem hiesigen Leben nie ganz nahe kommen wird.

Ist es nun nicht gleichgültig, ob er in Instrumentestönen oder in sogenannten Gedanken denkt? — Er kann in beyden nur handthieren und spielen, und die Musik als dunklere und feinere Sprache wird ihm gewiß oft mehr als jene genügen.

Wenn die Ankerstricke brechen,
Denen Du zu sehr vertraust,
Oft Dein Glück auf ihnen baust,
Zornig nun die Wogen sprechen, —
O so laß das Schiff den Wogen

Maſt und Seegel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Bleibe Dir nur ſelbſt gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirſt Du ſchön're Lande ſehn:
Sprache hat Dich nur betrogen,
Der Gedanke Dich belogen,
Bleibe hier am Ufer ſtehn. —

IX.

Symphonien.

Ich höre nur zu oft von Leuten, die sich für Kunstfreunde halten, mit vielem Eifer von der Simplicität, von einem edlen, einfachen Style sprechen, die zugleich, um ihrer Lehre treu zu bleiben, alles verfolgen, was sie für bunt, grell oder grottesk halten. Ich halte dafür, daß alles neben einander bestehn könne und müsse, und daß nichts eine so engherzige Verläugnung der Kunst und Hoheit ist, als wenn man zu früh scharfe Linien und Gränzen zwischen den Gebieten der Kunst zieht. Diese Verehrer theilen ein Land, das ihnen nicht gehört, ja in welchem die meisten nicht einmal die Landessprachen verstehn.

So meynen einige, die Alten zu lieben,

wenn sie alles, was von den Neuern herrührt, verfolgen; andre wollen nur die Italiener loben, und alle Kunst und allen Sinn dafür den übrigen Völkern absprechen. Ich will damit nicht alle Unterschiede aufgehoben wissen, nur sollte jeder, der darüber sprechen will, auch eine so reiche und mannigfach reizbare Seele besitzen, daß er wenigstens alles auf eine gewisse Weise verstände und sich nahe fühlte, um dann zu sondern und zu trennen.

Wie es in der Religion ist, so ist es auch in allen hohen und übermenschlichen Dingen, ja man könnte sagen, daß alles Große und Höchstvortreffliche Religion seyn müsse. Das Göttliche ist so beschaffen, daß der Mensch es erst glauben muß, ehe er es verstehn kann; fängt er aber mit dem Verstehn, das heißt, mit dem Beurtheilen an, so verwickelt er sich nur in Labyrinthe, in

denen er thörichterweise sein Herumirren für die wahre Art hält, weise zu seyn. Das Höchste und Edelste ist auch so eingerichtet, daß das gewöhnliche Verstehn, worauf sich die meisten so viel wissen, als etwas ganz Überflüssiges anzusehn ist, denn indem Du es ganz und innigst fühlst, und in Dir selber aufbewahrst, spürst Du keinen Mangel, empfindest Du das Bedürfniß gar nicht, es mit den übrigen Dingen zu vergleichen, und es in seine gehörige Klasse zu versetzen.

Aber Ihr meynt, alles sey nur da, um Euer Urtheil daran zu schärfen, und seyd eitel genug, zu glauben, es gebe nichts Höheres oder nur Anderes, als die Kunst oder handwerksmäßige Übung des Urtheilens. Ihr fühlt das Bedürfniß nicht, das Streben des reinen und poetischen Geistes, aus dem Streit der irrenden Gedanken in ein stilles, heiteres, ruhiges Land erlöst zu werden.

Ich habe mich immer nach dieſer Erlöſung geſehnt, und darum ziehe ich gern in das ſtille Land des Glaubens, in das eigentliche Gebiet der Kunſt. Die Art, wie man hier verſteht, iſt gänzlich von jener verſchieden: die ſchönſte Zufriedenheit entſpringt und beruhigt uns hier ohne Urtheil und Vernunftſchluß, nicht durch eine Reihe mühſam zuſammengehängter Beobachtungen und Bemerkungen gelangen wir dazu, ſondern es geſchieht auf eine Weiſe, die der Uneingeweihte, der Kunſtloſe niemals begreifen wird.

Es geſchieht hier, daß man Gedanken ohne jenen mühſamen Umweg der Worte denkt, hier iſt Gefühl, Phantaſie und Kraft des Denkens eins: der harmoniſche Einklang überraſcht uns zauberhaft, die Seele iſt im Kunſtwerke einheimiſch, das Kunſtwerk lebt und regiert ſich in unſerm Innern, wir ſind mit allem einverſtanden, eine gleiche Melodie

spielt unser Geist mit des Künstlers Seele, und es dünkt uns auf keine Weise nöthig, zu beweisen und weitläuftige Reden darüber zu führen.

Dieser innige Glaube kann auch der Überzeugung entbehren, denn das, was wir im Leben so nennen, ist vielmehr als ein schwächerer Glaube, oder als ein nothdürftiger Ersatz des Glaubens anzusehn. Überzeugung ist die prosaische Demonstration; Glaube der Genuß, das Verstehn eines erhabenen Kunstwerks: dieses kann nie demonstrirt, jene nie auf Kunstweise empfangen werden.

Darum muß man sich erst unter den großen Geistern, die in der Kunst gewaltet haben, demüthigen, ehe man sie ganz empfinden und dann beurtheilen will.

Aus Mangel dieser Demuth geschieht es oft, daß das Vortreffliche verworfen wird,

weil die Menschen oft ohne Noth überzeugt sind, weil sie wissen, wie weit sich die Gränzen der Kunst erstrecken. Weil sich die Werke der unkünstlerischen Künstler demonstriren lassen, so geschieht es aus mißverstandener Gutmüthigkeit und gutem Willen, daß viele, ja die meisten, sie gern für Kunstwerke ansehn; vollends da sie nun hier ihrer Urtheilskraft vollen Spielraum geben können, was bleibt ihnen nun noch zu wünschen übrig?

Ich habe diese Gedanken, die mir immer gegenwärtig sind, hier ausgedrückt, weil es nicht selten ist, daß auch in der Musik, die doch die dunkelste von allen Künsten ist, dergleichen Vorurtheile oder Unurtheile gefällt werden. Denn die Tonkunst ist gewiß das letzte Geheimniß des Glaubens, die Mystik, die durchaus geoffenbarte Religion. Mir ist es oft, als wäre sie immer noch im Ent-

ſtehn, und als dürften ſich ihre Meiſter mit keinen andern meſſen. Doch bin ich nie Willens geweſen, dieſe meine Meynung andern Gemüthern aufzudrängen. Aber es wird vielleicht nicht undienlich ſeyn, über einzelne Theile oder Werke dieſer Kunſt etwas Dreiſtes oder Anſtößiges zu behaupten, weil nur auf dieſen Wegen von jeher etwas geſchehen iſt.

Wenn unſer Auge im vollen Sommer einen blühenden Roſenbuſch erblickt, ſo können wir darüber eine unnennbare Freude empfinden. Die rothen Kinder, die ſich von allen Seiten herausdrängen, und Knospen und entfaltete Blumen durch einander, die von allen Seiten aus den Zweigen in die freye warme Luft hinausſtreben, die der Sonnenſchein küßt: — wer vergißt in dieſer vollen Blumenherrlichkeit nicht die einzelne Lilie, das verborgene Veilchen? —

So blüht in jeder Kunst eine volle, üppige Pracht, in der alle Lebensfülle, alle einzelnen Empfindungen sich vereinigen und nach allen Seiten streben und drängen, und ein vereinigtes Leben mit bunten Farben, mit verschiedenen Klängen darstellen. Nichts scheint mir in der Musik so diese Stelle auszufüllen, als die großen, aus mannichfachen Elementen zusammengesetzten Symphonien.

Die Musik, so wie wir sie besitzen, ist offenbar die jüngste von allen Künsten; sie hat noch die wenigsten Erfahrungen an sich gemacht, sie hat noch keine wirklich klassische Periode erlebt. Die großen Meister haben einzelne Theile des Gebietes angebaut, aber keiner hat das Ganze umfaßt, auch nicht zu einerley Zeit haben mehrere Künstler ein vollendetes Ganzes in ihren Werken dargestellt. Vorzüglich scheint mir die Vokal- und Instrumentalmusik noch nicht

genug

genug gesondert, und jede auf ihrem eignen Boden zu wandeln, man betrachtet sie noch zu sehr als ein verbundenes Wesen, und daher kömmt es auch, daß die Musik selbst oft nur als Ergänzung der Poesie betrachtet wird.

Die reine Vokalmusik sollte wohl ohne alle Begleitung der Instrumente sich in ihrer eignen Kraft bewegen, in ihrem eigenthümlichen Elemente athmen: so wie die Instrumentalmusik ihren eignen Weg geht, und sich um keinen Text, um keine untergelegte Poesie kümmert, für sich selbst dichtet, und sich selber poetisch kommentirt. Beyde Arten können rein und abgesondert für sich bestehn.

Wenn sie aber vereinigt sind, wenn Gesang, wie ein Schiff auf Wogen, von den Instrumenten getragen und gehoben wird, so muß der Tonkünstler schon in seinem Ge-

biete sehr mächtig seyn, er muß mit fester Kraft in seinem Reiche herrschen, wenn es ihm nicht begegnen soll, daß er entweder aus hergebrachter Gewohnheit, oder selber unwillkührlich eine von diesen Künsten der andern unterordnet. In den theatralischen Produkten tritt dieser Fall nur zu häufig ein: bald werden wir gewahr, wie alle Mannichfaltigkeit der Instrumente nur dazu dient, einen Gedanken des Dichters auszuführen, und den Sänger zu begleiten: bald aber Poesie und Gesang unterdrückt wird, und der Componist sich nur daran freut, auf seinen Instrumenten sich in wunderbaren Wendungen hören zu lassen.

Ich wende mich aber von der übrigen Kunst weg, und will hier nur ausdrücklich von der Instrumentalmusik sprechen.

Man kann das menschliche Organ der Sprache und des Tons auch als ein Instru-

ment betrachten, in welchem die Töne des Schmerzes, der Freude, des Entzückens und aller Leidenschaften nur einzelne Anklänge sind, die Haupt- und Grundtöne, auf denen alles, was dies Instrument hervorbringen kann, beruht. Strenge genommen, sind diese Töne nur abgerissene Ausrufungen, oder fortgehende Klänge der strömenden Klage, der mäßigen Freude. Glaubt man, daß alle menschliche Musik nur Leidenschaften andeuten und ausdrücken soll, so freut man sich, je deutlicher und bestimmter man diese Töne auf den leblosen Instrumenten wiederfindet. Viele Künstler haben ihre ganze Lebenszeit darauf verwandt, diese Deklamation zu erhöhen und zu verschönern, den Ausdruck immer tiefer und gewaltsamer emporzuheben, und man hat sie oft als die einzig wahren und großen Tonkünstler gerühmt und verehrt.

Aus dieser Gattung der Musik haben sich auch verschiedene Regeln entwickelt, die jeder unbedingt annimmt, der gern für geschmackvoll angesehn seyn will. Man dringt darauf, alle Ausmahlungen, alle Verzierungen, alles, was dem edlen, einfachen Vortrage entgegensteht, aus dieser ächten Musik zu verbannen.

Ich will dergleichen hier nicht tadeln, und die eigentliche Vokalmusik muß vielleicht ganz auf den Analogieen des menschlichen Ausdrucks beruhen: sie drückt dann die Menschheit, mit allen ihren Wünschen und Leidenschaften, idealisch aus, sie ist, mit einem Worte, Musik, weil der edle Mensch selber schon in sich alles musikalisch empfindet.

Diese Kunst scheint mir aber bey allem diesem immer nur eine bedingte Kunst zu seyn: sie ist und bleibt erhöhte Deklamation und Rede, jede menschliche Sprache, jeder

Ausdruck der Empfindung sollte Musik in einem mindern Grade seyn.

In der Instrumentalmusik aber ist die Kunst unabhängig und frey, sie schreibt sich nur selbst ihre Gesetze vor, sie phantasirt spielend und ohne Zweck, und doch erfüllt und erreicht sie den höchsten, sie folgt ganz ihren dunkeln Trieben, und drückt das Tiefste, das Wunderbarste mit ihren Tändeleyen aus. Die vollen Chöre, die vielstimmigen Sachen, die mit aller Kunst durch einander gearbeitet sind, sind der Triumph der Vokalmusik; der höchste Sieg, der schönste Preis der Instrumente sind die Symphonien.

Die einzelnen Sonaten, die künstlichen Trio's und Quartett's sind gleichsam die Schulübungen zu dieser Vollendung der Kunst. Der Componist hat hier ein unendliches Feld, seine Gewalt, seinen Tiefsinn zu zeigen; hier kann er die hohe poetische

Sprache reden, die das Wunderbarste in uns enthüllt, und alle Tiefen aufdeckt, hier kann er die größten, die grotteskesten Bilder erwecken und ihre verschlossene Grotte öffnen, Freude und Schmerz, Wonne und Wehmuth gehn hier neben einander, dazwischen die seltsamsten Ahndungen, Glanz und Funkeln zwischen den Gruppen, und alles jagt und verfolgt sich und kehrt zurück, und die horchende Seele jauchzt in dieser vollen Herrlichkeit.

Diese Symphonien können ein so buntes, mannigfaltiges, verworrenes und schön entwickeltes Drama darstellen, wie es uns der Dichter nimmermehr geben kann; denn sie enthüllen in räthselhafter Sprache das Räthselhafteste, sie hängen von keinen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit ab, sie brauchen sich an keine Geschichte und an keine Charakter zu schließen, sie bleiben in ihrer rein-

poetischen Welt. Dadurch vermeiden sie alle Mittel, uns hinzureißen, uns zu entzücken, die Sache ist vom Anfange bis zu Ende ihr Gegenstand: der Zweck selbst ist in jedem Momente gegenwärtig, und beginnt und endigt das Kunstwerk.

Und dennoch schwimmen in den Tönen oft so individuell-anschauliche Bilder, so daß uns diese Kunst, möcht' ich sagen, durch Auge und Ohr zu gleicher Zeit gefangen nimmt. Oft siehst Du Syrenen auf dem holden Meeresspiegel schwimmen, die mit den süßesten Tönen zu Dir hinsingen; dann wandelst Du wieder durch einen schönen, sonnglänzenden Wald, durch dunkle Grotten, die mit abentheuerlichen Bildern ausgeschmückt sind; unterirrdische Gewässer klingen in Dein Ohr, seltsame Lichter gehn an Dir vorüber.

Ich erinnere mich noch keines solchen

Genusses, als den mir die Musik neulich auf einer Reise gewährte. Ich ging in das Schauspiel, und Macbeth sollte gegeben werden. Ein berühmter Tonkünstler hatte zu diesem herrlichen Trauerspiele eine eigne Symphonie gedichtet, die mich so entzückte und berauschte, daß ich die großen Eindrücke aus meinem Gemüthe immer noch nicht entfernen kann. Ich kann nicht beschreiben, wie wunderbar allegorisch dieses große Tonstück mir schien, und doch voll höchst individueller Bilder, wie denn die wahre, höchste Allegorie wohl wieder eben durch sich selbst die kalte Allgemeinheit verliert, die wir nur bey den Dichtern antreffen, die ihrer Kunst nicht gewachsen sind. Ich sah in der Musik die trübe nebelichte Haide, in der sich im Dämmerlichte verworrene Hexenzirkel durch einander schlingen und die Wolken immer dichter und giftiger zur Erde herniederziehn.

Entsetzliche Stimmen rufen und drohn durch die Einsamkeit, und wie Gespenster zittert es durch all' die Verworrenheit hindurch, eine lachende, gräßliche Schadenfreude zeigt sich in der Ferne. — Die Gestalten gewinnen bestimmtere Umrisse, furchtbare Bildungen schreiten bedeutungsvoll über die Haide herüber, der Nebel trennt sich. Nun sieht das Auge einen entsetzlichen Unhold, der in seiner schwarzen Höhle liegt, mit starken Ketten festgebunden; er strebt mit aller Gewalt, mit der Anstrengung aller Kräfte sich loszureißen, aber immer wird er noch zurückgehalten: um ihn her beginnt der magische Tanz aller Gespenster, aller Larven. Wie eine weinende Wehmuth steht es zitternd in der Ferne, und wünscht, daß die Ketten den Gräßlichen zurückhielten, daß sie nicht brechen möchten. Aber lauter und furchtbar lauter wird das Getümmel, und mit einem

erschreckenden Aufschrey, mit der innersten Wuth bricht das Ungeheuer los, und stürzt mit wildem Sprunge in die Larven hinein, Jammergeschrey und Frohlocken durch einander. Der Sieg ist entschieden, die Hölle triumphirt. Die Verwirrung verwirrt sich nun erst am gräßlichsten durch einander, alles flieht geängstigt und kehrt zurück: der Triumphgesang der Verdammlichen beschließt das Kunstwerk.

Viele Scenen des Stücks waren mir nach dieser großen Erscheinung trüb' und leer, denn das Schrecklichste und Schauerhafteste war schon vorher größer und poetischer verkündigt. Ich dachte immer nur an die Musik zurück, das Schauspiel drückte meinen Geist und störte meine Erinnerungen, denn mit dem Schlusse dieser Symphonie war es für mich völlig geschlossen. Ich weiß keinen Meister und kein Tonstück,

das diese Wirkung auf mich hervorgebracht hätte, in dem ich so das rastlose, immer wüthigere Treiben aller Seelenkräfte wahrgenommen hätte, diesen fürchterlichen, schwindel erregenden Umschwung aller musikalischen Pulse. Das Schauspiel hätte mit diesem großen Kunstwerke schließen sollen, und man könnte nichts Höheres in der Phantasie ersinnen und wünschen; dann war diese Symphonie die poetischere Wiederholung des Stücks, die kühnste Darstellung eines verlohrnen, bejammernswürdigen Menschenlebens, das von allen Unholden bestürmt und besiegt wird.

Es scheint mir überhaupt eine Herabwürdigung der Symphoniestücke zu seyn, daß man sie als Einleitungen zu Opern oder Schauspielen gebraucht, und der Name Ouvertüre daher auch als gleichbedeutend angenommen ist. Man sollte fast glauben,

daß jene unbedeutendern Componisten darin eigentlich am richtigsten gefühlt hätten, daß sie ihre Ouvertüre nur aus den verschiedenen Melodien bestehen lassen, die sie in der Oper selbst wieder vorbringen und hier nur lose verknüpfen. Denn bey andern geschieht es nur gar zu oft, daß wir die höchste Poesie im voraus genießen.

Zu den gewöhnlichen Schauspielen sollte man nie besondere Symphonien schreiben, denn wenn sie nur einigermaßen passen sollen, so wird die Tonkunst dadurch von einer fremden Kunst abhängig gemacht. Wozu überhaupt Musik hier? Auf dem alten Englischen Theater hörte man nur einige Trompetenstöße vorher, — man sollte dies wieder einführen, oder wenigstens die Musik eben so unbedeutend seyn lassen, als es die meisten unsrer Schauspiele sind.

Schöner wäre es wohl, wenn unsere

großen Schauspiele oder Opern mit einer kühnen Symphonie geschlossen würden. Hier könnte der Künstler denn alles zusammenfassen, seine ganze Kraft und Kunst aufwenden. Dies hat auch unser größter Dichter empfunden; wie schön, kühn und groß braucht er die Musik als Erklärung, als Vollendung des Ganzen in seinem Egmont! Schon beginnt sie in feinen, langsamen, klagenden Tönen, indem die Lampe erlischt: sie wird muthiger, geistiger und wunderbarer bey der Geistererscheinung und dem Traume, — das Stück schließt, ein Marsch, der sich schon ankündigte, fällt ein, der Vorhang fällt, und eine Siegssymphonie beschließt das erhabene Schauspiel. — Diese Siegssymphonie wäre für den wahren Tonkünstler eine große Aufgabe; hier könnte er das Schauspiel kühn wiederholen, die Zukunft darstellen, und den Dichter auf die würdigste Art begleiten.

Beschluß der Aufsätze Joseph Berglingers.

Der Traum.

Eine Allegorie.

Durch dunkle Schatten lenkt' ich meine Schritte,
Es ging mein treuer Freund zur Seite mir,
Er hörte meine ängstlich inn'ge Bitte
Und weilte nur zu meinem Besten hier.
Da standen wir in einer Felsthals Mitte,
Von dräu'nden Klippen eingeschlossen schier:
Mit bangem Herzen hielt ich ihn umschlossen,
Mein Haupt verbarg ich, meine Augen flossen.

Wir zitterten dem scharfen nächt'gen Winde,
Verloren in der dunkeln Einsamkeit,
Die schwarzen Wolken jagten sich geschwinde,
Die Eule laut vom Felsen niederschreit,
Nacht eng' um uns, wie eine dunkle Binde,
Ein Wassersturz, der tobend schäumt und dräut:
Ach! seufzt' ich, will kein Sternchen niederblicken,
Mit schwachem Flimmerschein uns zu beglücken?

Wie strebten wir mit Blicken durch die Schatten,
Ein Sternchen, nur ein Lichtlein zu erspähn!
Wir standen sinnend, wie zu diesen Matten
Der Gang in tiefer dunkler Nacht geschehn,
Doch, wenn wir plötzlich die Erinn'rung hatten,
Entflog sie wieder in des Sturmes Wehn;
Wir waren ganz uns selber hingegeben
Und neben uns gedieh kein ander Leben.

Ach! da begann ein zärtlich Wechselstreiten,
Denn jeder will dem andern tröstlich seyn,
Die Liebe soll in diesen Dunkelheiten
Entzünden einen fröhlich-süßen Schein,
Er rief: ich will, mein trauter Freund, Dich leiten,
Geh kummerfrey mit mir das Bündniß ein,
Mag uns das Dunkel dunkler noch umfließen,
Es glänzt, wenn wir uns brüderlich umschließen.

Da kämpften wir, mit Blicken uns zu finden,
Zu schenken uns der Augen holden Gruß,
Und Aug' an Auge liebend festzubinden,
Die Freundschaft soll ertödten den Verdruß,
Doch, nimmer will das Dunkel sich entzünden,
Wir trösten uns durch einen Wechselkuß,
Und jeder, von dem andern festgehalten,
Ergiebt sich gern den feindlichen Gewalten.

Doch ist es wohl ein Blendniß unsrer Sinnen?
Ein Sternchen liegt zu unsern Füßen da,
Wir können noch den Glauben nicht gewinnen,
So deutlich ihn auch schon das Auge sah.
Wir sehen kleine blaue Strahlen rinnen,
Die Gräser, die dem schwachen Schimmer nah
Erleuchten nun mit ihrer zarten Grüne,
Daß wunderhell das kleine Plätzchen schiene.

Und wie wir noch das Wunder nicht begreifen,
Erschimmert heller der verlorne Stern,
Wir sahen deutlich buntgefärbte Streifen,
Und hafteten auf diesem Anblick gern:
Doch kleine Punkte hin und wieder schweifen,
Und zittern eilig hier und fern und fern,
Und aus dem räthselhaften Wunderglanze
Erzeugt sich plötzlich eine schöne Pflanze.

Zwar schien sie herrlich nur in unsern Blicken,
Sie schwankt und glänzt wie wenn die Distel blüht,
Kein ander Auge würde sich entzücken,
Da uns die unbekannte Sehnsucht zieht;
Wir wollen schon die hohe Blume pflükken,
An unser Herz zu heften sie bemüht.
Sie tröstet unbegreiflich uns im Leiden,
Sie ist der Inhalt aller unsrer Freuden.

Und keiner von uns denkt darauf, zu fragen,
Was für ein Glück in dieser Blume ruht,
Vergessen sind schon alle vor'gen Klagen,
Wir fühlen neuen, kühnen Lebensmuth.
Für mich will er nun alles Unheil tragen,
Ich gönne ihm das schönste Lebensgut.
Wir beugen uns, da klingt es aus der Ferne
Entzückend schön, wie ein Gesang der Sterne.

Wie kann die Blume solchen Zauber hegen?
Sprach ich, indem ich mich zuerst besann.
Mag sie die Brust so kräftiglich erregen
Daß ich die Welt und mich vergessen kann?
Es klopft das Herz mit neugewalt'gen Schlägen,
Der Geist dringt zum Unendlichen hinan,
Wohl mir, mein Freund, daß ich mit Dir genieße,
Mit Dir zugleich das schönste Glück begrüße!

Doch jener war in Wonne neu geboren,
Er lächelte mit lichtem Freundesblick;
Doch Wort und Rede war für ihn verloren,
Sein hochverklärtes Antlitz sprach sein Glück,
Nur für das Seligste schien er erkoren,
Und fand zur alten Welt nicht mehr zurück,
Er schien in weit entfernte schöne Auen
Mit hoher Trunkenheit hineinzuschauen.

Und wie ich mich an meinem Freund erfreue,
Sein Glück mich mehr als selbst mein eignes rührt,
Erleuchtet über uns die schönste Bläue,
Die Wolken theilen sich, ein Windstoß führt
Sie abwärts, heller scheint des Himmels Freye,
Das holde Licht mit Tagesglanz regiert,
Die Blume schießt empor, die Blätter klingen,
Und Strahl und Funken aus dem Kelche springen.

Bald steht sie da und gleicht dem höchsten Baume
Die Blüthen, jedes Blatt entfaltet sich,
Und aus dem innren Haus, dem grünen Raume
Erstehen Engelsbilder seltsamlich,
Wir stehn und schaun dem süßen Wundertraume,
Ich frage ihn, sein Blick befraget mich,
Die Kinder haben Bogen in den Händen,
Die sie mit ziel'ndem Pfeile nach uns wenden.

Ein neues Staunen hält den Sinn gefangen,
Indem die Melodie nun lauter klingt,
Im Busen zittert mächtiges Verlangen,
Das wie zum Horchen so zur Freude zwingt.
Die Töne sich so wundersamlich schwangen,
Und jeder Klang uns Freundesgrüße bringt,
Und zärtlich wird von allen uns geheißen
Daß wir die Pflanze nicht dem Fels entreißen.

Mit Scheu und Liebe stehn wir vor der Blume,
Des Busens Wonne regt sich sanft und mild,
Wir fühlen uns so wie im Heiligthume,
Die vor'ge Liebe dünkt uns rauh und wild.
Wir schätzen es zu unserm schönsten Ruhme,
Zu lieben, nicht zu rauben jenes Bild:
Verehrung zieht uns auf die Kniee nieder,
Die erste Liebe kehrt verschönert wieder.

Jetzt war für uns die Einsamkeit voll Leben,
Wir sehnten uns nur zu der Blume hin,
Ein freudenvolles, geisterreiches Weben
Durchläuterte den innerlichsten Sinn;
Wir fühlten schon ein unerklärbar Streben,
Nur nach dem Edelsten und Schönsten hin,
Die Wonne wollte fast das Herz bezwingen,
Wir hörten Staud' und Baum und Fels erklingen.

Wie wenn uns zarte Geister Antwort riefen
So tönt die Stimme hold und wundersam,
Aus allen dunkeln unterirrd'schen Tiefen
Aus Liebesdrang und Gruß entgegenkam,
Die Geister, die noch todt in Felsen schliefen
Erstehn, sich jeder Lebensregung nahm:
Wir waren rund vom zärtlichsten Verlangen,
Von Liebesgegenwart ganz eng' umfangen.

Und hinter ihnen wie sie weiter gehen,
Durch Himmel, Luft und auf der Erde hin,
Glaub' ich ein weißes helles Licht zu sehen,
Der Wiese Blumen glänzen schöner drinn.
Die Bäume nun wie größre Blumen stehen,
Und jeglich Wesen pranget im Gewinn,
Ist alles rund mit Poesie umgossen,
Von Lieb' und Wohllaut jedes Blatt umflossen.

Sie sind's, die hochberühmten Wundergeister,
Der Greis Homer der vorderste der Schaar,
Ihm folgen Rafael, und jener Meister,
Der immer Wonne meiner Seele war,
Der kühne Britte, sieh', er wandelt dreister
Vor allen her, ihm weicht die ganze Schaar, —
Sie breiteten ein schönes Licht, mit Wonne
Erscheint es weit und dunkelt selbst die Sonne.

Nun war Entzücken rund umher entsprossen,
Wir wohnen unter ihm wie unter'm Zelt,
Vom Zauberschein ist alles weit umflossen,
Von süßen Tönen klingt die weite Welt,
Wohin wir gehn sind Blumen aufgeschossen,
Mit tausend Farben prangt das grüne Feld.
Es singt die Schaar: Dies Glück müßt Ihr uns danken,
Doch nie muß Eure Liebe für uns wanken! —

Ich wachte nun aus meinem holden Schlummer,
Und um mich war der Glanz, das süße Licht:
Doch ach! o unerträglich herber Kummer,
Den vielgeliebten Freund, ihn fand ich nicht,
Ich suchte wieder den entflohnen Schlummer,
Das liebe wundervolle Traumgesicht,
Die Künstler waren noch mit Freundschaft nahe,
Doch ach! daß ihn mein Auge nicht mehr sahe!

Die Senne wird mit leichter Kraft gezogen,
Der schöne Pfeil enteilet durch die Luft,
Befiedert kömmt er zu uns hingeflogen,
Er rauscht hinweg, verfliegt in ferner Kluft.
Auf's neue schon gespannt der Silberbogen,
Herüber weht ein süß-ätherscher Duft;
Wir stehen zweifelnd, und es ruft der Schöne:
Entsetzt Euch nicht, die Pfeile sind nur Töne!

Wir horchten nun wie sie herüberdrangen,
Wie jeder glänzend uns vorüberfuhr,
Wie dann die Luft, der Wald, das Feld erklangen,
Mit holder Stimme redte die Natur:
Da glühen rosenroth des Freundes Wangen,
Er spricht entzückt und thut entzückt den Schwur:
Mich ziehen fort die süß-melod'schen Wellen,
Ich will den Pfeilen mich entgegenstellen!

Da beut die Bruſt ſich trunken allen Tönen,
Er ſtrebt und ringt, zu künden ſein Gefühl,
Er blickt mit heiterm Lächeln nach den Schönen,
Sie freun ſich mehr und mehr an ihrem Spiel,
Sie wollen gern den Freund mit ſich verſöhnen,
Und machen ihn nur ämſiger zum Ziel,
Ein jeder will den andern übereilen,
Den Liebling ganz von ſeinem Gram zu heilen.

Da ſind ſie noch im vollen muntern Streiten,
Als ſich ein neuer Wunderanblick zeigt,
Vom Wipfel ſeh' ich Bilder niederſchreiten,
Ein Geiſterheer dem hohen Baum entſteigt,
Der edlen Menge, wie ſie abwärts gleiten,
Sich rauſchend Stamm und Aſt und Wipfel neigt,
Sie kommen her, ich fühl' mein Herze brennen,
Und irr' ich? alle glaub' ich jetzt zu kennen.

Und ſoll ich nun noch gern im Leben weilen,
So bleibe Du, den ich noch eh' gekannt,
Mit dem ſo Luſt als tiefen Schmerz zu theilen
Das Schickſal ſchon als Knaben mich verband;
O bleib, und laß uns Hand in Hand durcheilen
Der vielgeliebten Kunſt geweihtes Land,
Ich würde ohne Dich den Muth verlieren,
So Kunſt als Leben weiter fortzuführen.

SPECIAL 89
8029